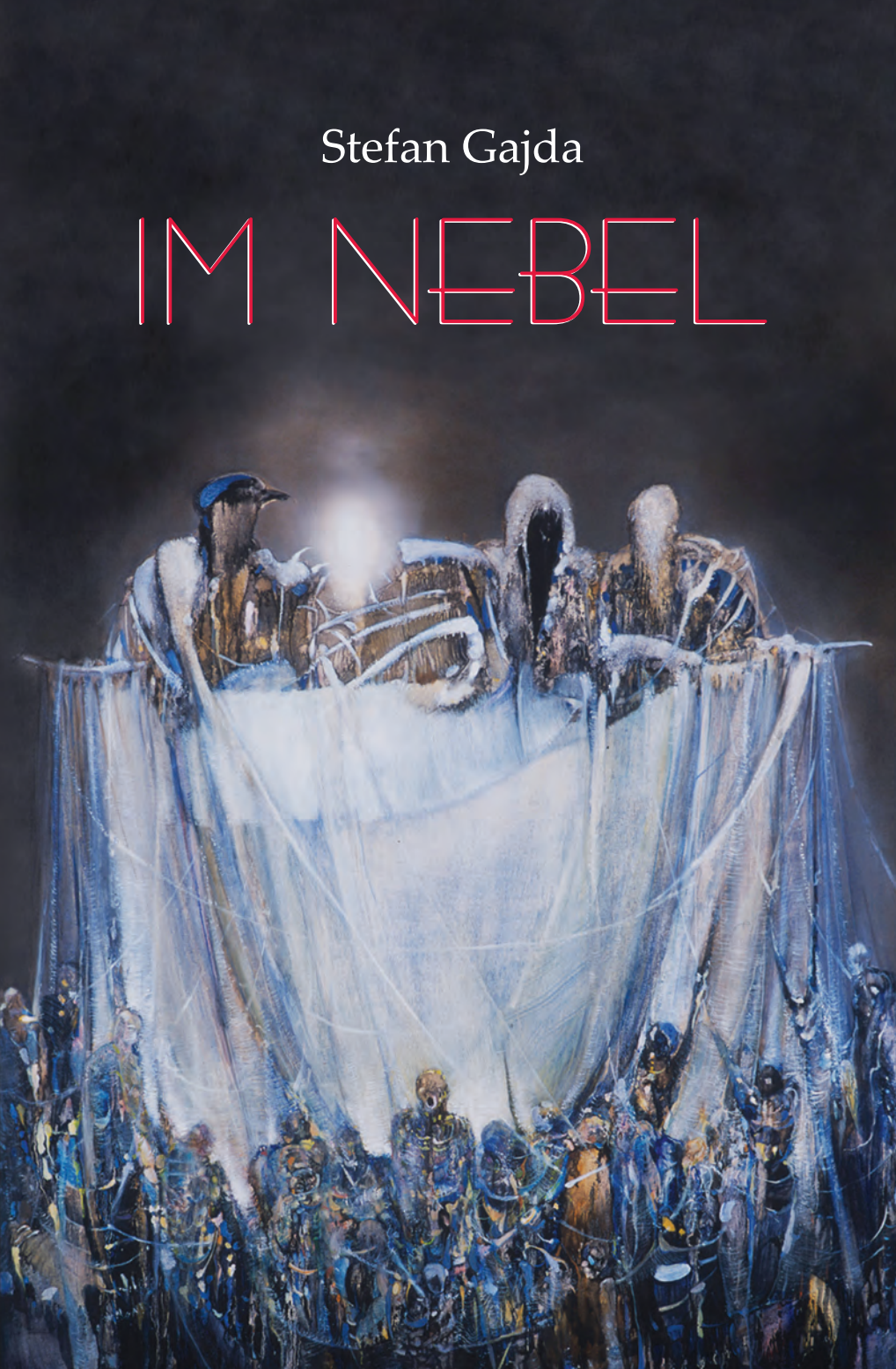
Stefan Gajda

IM NEBEL



IM NEBEL

Stefan Gajda

Im Nebel

Kraków 2015

© Copyright by Stefan Gajda, 2015

Titel der polnischen Originalausgabe “MGLA”
Herausgegeben bei Księgarnia Akademicka
ul. św. Anny 6, 31-008 Kraków

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2015 by Stefan Gajda

Übersetzung aus dem Polnischen durch Susanna Gajda
Redaktionelle Überarbeitung: Artur Zwolski
Umschlaggestaltung: Emilia Dajnowicz

unter Verwendung des Bildes „MARIONETKI II“, 1998,
von Grzegorz Stec, Öl auf Holz, 100 x 100 cm,
mit freundlicher Genehmigung
des Malers

ISBN 978-83-7638-653-9 (Druckausgabe)
ISBN 978-83-7638-654-6 (eBook)
https://doi.org/10.12797/9788376386546

KSIEGARNIA AKADEMICKA
ul . św. Anny 6, 31-008 Kraków
Tel./Fax: 0048 12 431 27 43, 0048 12 421 13 87
e-mail: akademicka@akademicka.pl

Internet Buchhandlung: www.akademicka.pl

SILBERKNOPF

Es war Freitag, und wie immer, fuhr ich mit dem Zug zur Hauptstadt. Zum ersten Mal zog sich die Reise in die Länge und das rhythmische Geratter der Räder, statt einzuschläfern machte es mich nervös. Ich deckte meine Ohren zu aber das half auch nicht. Der Boden des Abteils zitterte unter meinen Füßen und ich auch. Plötzlich fuhr der Zug in einen Tunnel, die Beleuchtung begann zu flackern. Die Waggons ruckten, und die Mauer hinter dem Fenster verschwand immer schneller. Als das Quietschen der Achsen und Räder verstummte, blieb der Tunnel hinter uns und der Zug hielt an. Aus einem Lautsprecher kam die Ansage, dass die Passagiere den Zug verlassen müssten, weiter fehlten die Schienen und die nächste Verbindung ginge erst morgen.

Ich stieg aus und stand auf dem Perron, vor einem Haus mit verschmutzten Fenstern und alten Türen in windschiefen Rahmen. Darüber hing ein Schild mit dem Namen der Ortschaft. Zu lesen waren die ersten vier Buchstaben „G E I S“ und die letzten drei „O R F“. Dazwischen gähnende Leere. Aus dem Zug stieg niemand außer mir, kein Schaffner, kein Lokführer. Was sollte man davon halten?

Da sich der Tag seinem Ende zuneigte, war ich gezwungen mir etwas zum Übernachten zu suchen. Ich verließ den Bahnhof auf einer Strasse und begann in Richtung des Dorfes zu gehen.

Es gab nur wenige Häuser und die meisten schienen unbewohnt zu sein. Fehlende Menschen, keine kläffenden Hunde oder über den Weg jagende Katzen, das beunruhigte mich. Vielleicht existierte dieser Ort überhaupt gar nicht? Ich zwickte mich in die Wange – es tat weh. Also war das kein Traum.

Plötzlich war jemand hinter mir – er fragte:

– Beißen sie Sie auch? Diese verdammten Mücken werden immer dann verrückt wenn die Sonne untergeht.

Ich wandte mich erstaunt um, endlich traf ich jemanden, und sagte:

– Guten Abend.

Der Unbekannte in einer breiten Jacke, die mit einem Silberknopf verschlossen war, antwortet nicht, nickte nur mit dem Kopf und kratze seine zerstochene Nase.

– Ich suche ein Zimmer zum Übernachten. Können Sie mir etwas empfehlen?

– In dem Loch wollen Sie übernachten – fragte er verwundert – das ist das letzte Kaff, und niemand beschäftigt sich mit Touristen.

– Aber mir bleibt nichts anderes übrig, mein Zug geht erst morgen.

– Oder auch nicht – stellte der Unbekannte fest. Ich weiß nur, dass er immer dort steht. Eine Übernachtungsmöglichkeit oh je, die finden Sie – er wies mit dem Finger nach vorne – in dem großen Haus.

Und wirklich zeigte sich in einem Garten, verdeckt durch Bäume, ein Haus.

– Danke.

Wieder keine Antwort, ich zuckte mit den Schultern, hob meine Hand zum Gruß und begab mich in die gezeigte Richtung. Die Türe zum Garten stand of-

fen und trotz einer am Zaun angebrachten Tafel „Achtung bissiger Hund“ wandte ich mutig meine Schritte zu einem Mann, der in der offenen Haustüre stand.

– Wir erwarten Sie schon – sagte er, kommen Sie nur herein „in die gute Stube“. Suchen Sie ein Zimmer für die Nacht?

– Ja, heute kann ich nicht mehr weiterfahren, es gibt keine Verbindung mehr. Kann ich bei Ihnen übernachten?

– Natürlich. Bei uns ist die Saison vorbei, alle Zimmer stehen leer – und nach einer Weile fügte er hinzu – tagsüber.

– Und in der Nacht? – fragte ich etwas erstaunt.

– Auch leer, ich habe das nur so gesagt, weil es bei uns geistert.

– Es geistert? Wie äußert sich das?

– Unterschiedlich, aber so genau weiß ich das gar nicht, ich schlafe nicht hier. Nehmen Sie trotzdem das Zimmer?

– Ja, ich fürchte mich nicht vor Gespenstern wenn Sie das meinen. Vieles davon ist nur erfunden, als Touristenattraktion.

– Sie haben Recht, aber ich habe Sie gewarnt – war seine Antwort. Wenn Sie wirklich entschlossen sind, gehen wir nach oben.

Wir gingen durch einen Speisesaal mit einem riesigen runden Tisch und wandten uns zum Stiegenaufgang. Im ersten Stock betraten wir ein Zimmer, ausgestattet mit einem Bett, einem Tisch und mehreren Sesseln, einem Kasten mit großem Spiegel, der vis-a-vis des Fensters stand, und einem Waschbecken.

– Sagt es Ihnen zu? Wenn nicht finden wir noch ein anderes. Auf dieser Etage gibt es noch viele aber alle sehen gleich aus.

– Ja, ich bin einverstanden und bleibe, es ist ja nur für eine Nacht.

– Also gut. Ich lasse den Schlüssel im Schloss stekken – sagte er im Hinausgehen. Als er schon in der Türe stand, wandte er sich um und fragte:

– Sie sind nicht Spieler?

– Mit wem sollte ich hier schon spielen?

– Weiß ich nicht, aber bei uns sind alle Arten von Spielen verboten. Morgen gibt es Frühstück um neun.

Allein im Zimmer geblieben, begab ich mich zum Fenster, es war geöffnet. Aus dem Garten kam kein einziges Geräusch. Normalerweise singen die Vögel bei Sonnenuntergang. Aber nicht hier.

Ich zog mein Sakko aus und hängte es an den Haken an der Tür und drehte am Hahn über dem Waschbecken. In den Rohren begann es zu singen, ächzen und stöhnen, und nach einer Weile kamen zwei Tropfen heraus und danach spuckte es eine rostige Brühe. Ich lachte laut. Putzen sich hier Teufel die Zähne? Endlich verwandelte sich das Rinnsal in eine graue, nach faulen Eiern stinkende Flüssigkeit.

Was erwartet mich hier noch alles?

Sicher Hände waschen! Oder vielleicht ein Humanoid mit schwarzer Haut, zwei Hörnern auf dem Kopf, Hühnerkrallen an den Händen, einem Schwanz mit Quaste, eingehüllt in starke Schwefeldämpfe.

Eher unwahrscheinlich, dass ich ihn treffen werde, ich schlafe wie tot. Schließlich existiert so etwas heute nicht mehr. In unserer Zeit sehen sie ganz anders, viel moderner aus.

Die Hände sind gewaschen.

Das nach Schwefel riechende Wasser bewirkte, dass meine Gedanken zwischen Gebeinen, Skeletten und leuchtendem Plasma gefangen waren.

Ein Handtuch hing neben dem Waschbecken, ich trocknete mich ab und fühlte wie angenehm weich es war und nach Rosen duftete.

Ich zog mich aus und legte mich aufs Bett. Ich lag auf dem Rücken aber der Mond, der ins Zimmer schien, zwang mich, mich auf die Seite zu drehen.

Unter dem Kasten sah ich etwas hervorblitzen.

Ich stand auf und schob den Schrank zur Seite. Auf dem Fußboden lag ein großer silberner Knopf. Auf seiner glatten Oberfläche waren zwei türkische Säbel eingeprägt. Ich hob ihn auf, betrachtete ihn kurz und legte ihn auf den Tisch.

Ich setzte mich aufs Bett und schaute auf die Uhr. Es war die Stunde nach Mitternacht.

Die Geisterstunde war also schon beendet.

Plötzlich hörte ich Schritte im Korridor. Nein, das war nur Einbildung? Jetzt verstummten sie!

Hielten sie vielleicht vor meiner Tür?

Jemand versuchte sie zu öffnen, drückte die Klinke.

Geister?

Die können doch durch die Mauer kommen.

– Wer ist da – fragte ich.

– Der Nachbar – antwortete eine Stimme.

– Ich öffne nicht! Der Hauswirt sagte, dass die Zimmer unbewohnt sind.

– Er hat auf mich vergessen. Das macht er immer. Lassen Sie mich bitte rein, ich suche einen Knopf.

– So einen mit Säbeln?

– Ja.

Ich stand auf, zog meine Hose an, schaltete das Licht ein und öffnete die Tür. Dahinter stand niemand.

Ich fühlte, dass mir die Haare zu Berge standen.

Aber ich hatte doch eine Stimme gehört. Oder hatte ich das nur geträumt

Ich strich meine Haare glatt, schloss die Tür und drehte den Schlüssel zweimal um. Was für eine Nacht!

Nächtliche Alpträume.

Auf dem Tisch lag kein Knopf mehr, verschwunden! Ich war in Schweiß gebadet.

Also irgendjemand war im Zimmer gewesen, oder war er noch immer da?

Wie kann ich sicher sein?

Ich kehrte zurück ins Bett, immer noch in Hosen.

Vielleicht muss ich flüchten?

Das Sakko am Haken bewegte sich. Oder doch nicht?

Das Sakko war nur ein Sakko, no eben, das gab mir zu denken.

Aber das Sakko war mehr als nur ein Sakko.

Ich werde es überraschen. Ich schaue in Richtung Fenster.

Und plötzlich drehte ich meinen Kopf zurück. Es war, als wäre nichts gewesen, immer noch ein Sakko.

Ich schaltete das Licht aus aber vom Schlafen konnte keine Rede sein.

Irgendwer war im Zimmer, instinktiv habe ich das gefühlt.

Mein Herz klopfte wie verrückt. Ich setzte mich auf, schaltete das Licht ein.

Irgendjemand und das Sakko. Das Sakko war er.

Ich stand auf und hängte es in den Kasten.

Als ich in den Spiegel blickte, sah ich eine Gestalt.

Im Mund hatte ich bitteren Geschmack, kalter Schweiß rannte mir über den Körper, ich war nicht allein! Eine zweite Person war im Zimmer.

Er war mir bekannt – ein Doppelgänger. Mit noch größere Angst als ich: er stand mit gebeugtem Kopf und an den Seiten hängenden Händen da.

Der Knopf und das Sakko und jetzt er.

Aber vielleicht war all das zusammen er und nur er?

Mein Herz schlug immer rascher – mir wurde schwarz vor den Augen, ich verlor das Bewusstsein.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich im Zug. Wir fuhren noch immer durch den Tunnel. Aber draußen wurde es immer heller und als wir endlich ans Tageslicht kamen, sah ich vier Buchstaben „T“, „E“, „R“, „D“, sie spiegelten sich in der Scheibe. Und ich dachte, Gott sei Dank war das nur ein Traum. Als ich aber dann meine Hand in die Sakkotasche steckte, fand ich einen Silberknopf.

Der Knopf war schwer und warm als ich ihn in der Hand hielt, gekreuzte türkische Säbel zierten seine gebogene Oberfläche. In meiner Jugend hatte ich mit Knöpfen gespielt und war fast Meister darin gewesen, Aber so ein Exemplar hatte ich niemals besessen.

Den Namen der Ortschaft hatte ich dank der vier Buchstaben endlich erkannt, es war GEISTERDORF.

Nur der Tunnel ist für mich ein Rätsel geblieben. Ich habe ihn zwar durchquert aber niemand konnte mich davon überzeugen, dass auf der Strecke zu diesem Geisterdorf ein Tunnel nicht existierte. Nach diesem Erlebnis fahre ich nie mehr mit dem Zug. Jetzt fliege ich nur mehr mit dem Flugzeug.

BRÜCKE

Die Hauptsache ist, dass nichts weiter geschieht.
Die Wolke verändert weder Form noch Farbe.
Der Regen wird weder stärker, noch hört er auf.
Der Nachen fährt reglos.
Die Menschen auf der Brücke laufen
genau dort, wo vor einer Weile.

Wislawa Szymborska

Die „Afrykanka“ war der Ort, in den ich am Ende des Arbeitstages am Weg nach Hause einen Abstecher machte. Ich saß immer am gleichen Platz, fast verkrochen in diesem kleinen Kaffeehaus. Mein Tischchen war immer frei, es stand in einem Teil des Lokals, wo sich Verliebte in die Augen sehen können. Ich habe das Kaffee in einem der alten Mietshäuser entdeckt, in einer kleinen, schmalen Gasse, ganz in der Nähe meines Büros. Aufmerksam darauf wurde ich eigentlich durch eine Talkmasterin im Fernsehen, sie sagte: „Alle, die etwas erwarten, sollten dorthin gehen“. Und nannte die Adresse, und da bin ich jetzt. Es störte mich nicht, dass vielleicht andere, die das Programm auch gesehen hatten, genauso wie ich hier irgendetwas erwarteten. Aber als ich im Büro über diesen Hinweis sprach, blickten mich die Kollegen verwundert an, niemand hatte etwas Derartiges gehört oder gesehen. Das bedeutete, dass nur ich die Chance bekommen hatte.

Und so erhielt mein Leben einen konkreten, neuen Sinn, aber leider mit einem Manko, und zwar: eines

bestimmten Abends, als ich hier meinen Kaffee trank, überfiel mich ein Schmerz. Er kam unerwartet, wie ein Blitz, erreichte mein Gehirn und blockierte meine Gedanken. Er dauerte. Nach einiger Zeit drangen wieder Geräusche aus dem Saal wie eine Welle zu mir, der Schmerz begann abzuklingen. Langsam nahm mein Atem normalen Rhythmus an. Aber ich öffnete meine fest zusammengedrückten Augen nicht, sie schwammen in Tränen, nach dieser Schmerzattacke überfiel mich zu meiner Überraschung Euphorie. In diesem Zustand zeigte sich mir eine unbekannte Frau, bekleidet mit einem schwarzen Trenchcoat und blitzblauen Gummistiefeln mit weißen Streifen. Sie beugte sich über das Geländer einer Brücke, deren geschweifte Arme die Flussufer wie Sehnen verbanden. All das zusammen bildete ein so geschlossenes Ganzes, wie wenn einer ohne den anderen nicht sein konnte.

Als ich endlich die Augen öffnete, war das Bild verschwunden. Erschrocken über diese drastische Vision zahlte ich und verließ schnell das Kaffeehaus. Auf der Straße fragte mich ein unbekannter junger Mann:

– Brauchen Sie irgendetwas, ich habe alles.

Erstaunt blickte ich ihn an und antwortete nicht. Er musste mich mit jemandem verwechselt haben.

Der Abend war warm, die Wolken waren von der untergehenden Sonne zart rosa gefärbt. Ich ging langsam nach Hause und wollte nicht über mein Erlebnis nachdenken. Aber als ich in der Wohnung war, kehrte die Erinnerung daran zurück. Ich machte mir Gedanken über die Schmerzattacke und das Bild, das sich mir gezeigt hatte. Ich war erschrocken, dass ich unbewusst in irgendeine Geschichte geraten war, die mir meine Ruhe rauben könnte. Eine Ruhe, die ich

in meinem Alltagstrott gefunden hatte. Dazu gehörten am Morgen ein starker, bitterer Kaffee, das Badezimmer, wo ich mich beim Rasieren nicht im Spiegel sehen wollte, und zum Schluss eine kurze heiße und kalte Dusche. Am Weg zur Arbeit traf ich immer die gleichen Gesichter, alle eilig zu ihrem Job unterwegs. Wir tauschten Grüße aus, verzogen die Lippen zu einem angedeuteten Lächeln und gingen rasch weiter. Das Büro war unsere ganze Welt, und wenn wir hinter dem Schreibtisch saßen, fühlten wir uns wie Könige. Und das sollte ich tauschen gegen ein Abenteuer, das als Vision zu mir gekommen war? Niemals! Zu sehr war ich an die Routine in meinem Leben gewöhnt. Und ich hatte keinerlei andere Bedürfnisse, wollte auch gar nicht wissen, dass solche überhaupt existierten.

Aber andererseits hatte ich in dem rauchigen, kleinen Kaffeehaus etwas kennen gelernt, das die bisherige Sicht auf meine Welt verändern könnte. Leider war es mit Schmerz verbunden, dieses Andere, aber im Leben wird einem nichts geschenkt. Lange habe ich nachgedacht und schöpfte neuen Mut vor dem nächsten Besuch in der „Afrykanka“. Nicht der Schmerz war das Hindernis, sondern die Vision, vor der ich Angst hatte. Es lud mich ein, eine andere Welt kennen zu lernen. Eine Welt, die sich nur in meinem Unterbewusstsein geöffnet hatte.

Am nächsten freien Tag ging ich schon am Vormittag ins Kaffeehaus. Im Saal waren nur ein paar Tische besetzt, ich setzte mich an meinen. Bald stand der geliebte Capuccino in einer großen Tasse, mit einer Haube geschäumter Milch, gekrönt von Kakaopulver, vor mir. Ich wartete. Ich hatte genug Zeit um über den Schmerz nachzudenken, und warum ich niemandem

darüber erzählt hatte. Vielleicht deshalb, weil er nicht zu beschreiben war, und außerdem wusste ich, dass man mich sofort zum Arzt geschickt hätte. Und was dabei herauskommen könnte, wusste ich nicht und wollte es auch gar nicht wissen.

Ich selbst war nicht im Stande den Schmerz heraufzubeschwören. Er war bestimmt durch Zeit und Ort, und wie es den Anschein hatte, war es das Kaffeehaus. Als ich unter seinem Einfluss stand, bin ich vermutlich niemanden aufgefallen, niemand stellte mir die Frage: fühlen Sie sich schlecht?

Und mit der Tasse vor dem Mund, ahnte ich, dass sich der Moment näherte. Der Schmerz beherrschte mich sehr rasch, und danach zeigte sich mir das schon bekannte Bild.

Die Brücke war wie tot, keinerlei Bewegung. Ihre hölzernen Stützen waren schwarz vom Alter, zerstört vom Zahn der Zeit. Ich stand vor ihr und sie näherte sich mir ohne mein Zutun. Es kam kein Laut an meine Ohren, ich war eingeschlossen in einer Ruhe als ich die Unbekannte neuerlich erblickte. Schwarze Wolken über uns zeigten ein sich näherndes Unwetter. Ich sprach, konnte mich aber nicht hören: wir müssen weg von hier, und bitte, beugen sie sich nicht zu weit vor, die Brüstung ist zu nieder, Sie können leicht ins Wasser fallen. Die Frau drehte sich in meine Richtung und fing lautlos an zu lachen. Dabei erblickte ich ihre grünen Augen, die eine immer intensivere Farbe angenommen hatten. Die ersten Regentropfen fielen zwischen uns. Und nach kurzer Zeit wurden es mehr. Auf den Bodenbrettern der Brücke wuchsen immer größere, feuchte Flecken. Der Regen wurde stärker und stärker, aber es störte sie nicht. Sie war ohne

Kopfbedeckung und die Tropfen flossen über ihr Gesicht. Sie schmiegten sich an ihre Wangen, bald war ihr Antlitz mit Nässe bedeckt. Das Gewitter zog seitlich vorbei und auf dem Wasser zeigten sich explodierende Blasen. Ich wollte näher zu ihr treten aber in diesem Augenblick war alles vorbei und fand ich mich wieder in der Wirklichkeit.

Noch immer hielt ich die Kaffeetasse in der Hand, aber sie war schon leer, irgendwann musste ich ausgetrunken haben. Die Zeiger der großen Uhr an der Wand hatten sich nicht bewegt. Nur der Sekundenzeiger machte seinen eigenen Tanz. Weiter war alles genau dort, wo vor einer Weile. Nur das, zum Vorschein gekommene Bild war das große Fragezeichen, genau so wie die Zeit, die stehen geblieben war.

Am nächsten Tag, es war ein Sonntag, wurde ich am Morgen durch das Telefon geweckt. Aus dem Hörer klang eine unangenehme Stimme, die ich nicht kannte, sie schrie aggressiv:

– Du brichst in mein Bild ein. Wer hat dir das erlaubt?

Ich fragte:

– Wer spricht?

Aber das Telefon war schon wieder stumm. Ich drehte mich um und blickte auf meine Uhr. Sie sollte neben dem Bett liegen, aber dort war sie nicht, genauso wenig wie meine Brille. Ich war plötzlich schwindlig und fiel zurück in den Polster. Vor meinen Augen sah ich durchsichtiges Licht, vermischt mit weißem Nebel. Ich hörte auf zu atmen. Ich lag irgendwo auf heißem Sand und blickte auf die hoch über mir fliegenden Möwen. Noch höher waren Wolken, die sich nicht bewegten. Es herrschte eine totale Stille. Nur in mir raste ein

Gewitter, ich wollte irgendetwas haben, war aber nicht im Stande zu sagen was. Ich war wie eine Barke auf dem Ozean, vom Wind hin und her geworfen.

Als ich die Augen wieder öffnete, war es schon später Nachmittag. Die Uhr lag neben mir auf dem Nachtkästchen, und daneben befand sich auch die Brille. Ich atmete tief durch und beruhigte mich, also das war nur ein Traum gewesen. Ich beschloss ein für alle Mal die Kaffeebar „Afrykanka“ nie wieder zu besuchen. Wollte mein Schicksal nicht weiter herausfordern und ein Geheimnis lüften, das sich mir so unerwartet angedeutet, und dann die Oberhand über mich gewinnen wollte. Es war mit meinem wirklichen Leben in keiner Weise verbunden, es gehörte nicht dazu.

Am Weg durch das Vorzimmer in die Küche, bemerkte, ich dass der heutige Tag im Kalender rot angestrichen war. Es war der erste Sonntag im Monat, an dem ich immer von meiner Freundin zum Abendessen eingeladen bin. Ich betrachte die Einladung als Revanche dafür, dass ich ihr einmal bei der Steuererklärung geholfen habe, und sie hat das nie vergessen.

Es blieb mir noch etwas Zeit um die Reste des langen Schlafes aus meinen Augen zu waschen. Pünktlich meldete ich mich vor ihrer Tür, die sie mit den Worten öffnete:

– No endlich, ich warte schon auf dich.

Ich begrüßte sie und übergab ihr eine Bonbonniere. Als sie sich bedankte, blickte sie auf mich, und da fielen mir zum ersten Mal ihre grünen Augen auf. Während wir durch das Vorzimmer gingen, entdeckte ich einen schwarzen Trenchcoat an der Kleiderablage, darunter standen blitzblaue Gummistiefel mit weißen Streifen. Ich hörte:

– Ist dir nicht gut? Du bist ganz blass geworden. Komm weiter und setz dich nieder. Ich mache dir eine Tasse Tee.

– Nein danke – war meine Antwort. – Das geht gleich vorbei. Nur ein kleines Unwohlsein, und vielleicht habe ich auch zu lange geschlafen. Seit wann hast du diese blauen Gummistiefel?

– Gefallen sie dir? Erst gestern habe ich sie mir gekauft, aber die halbe Stadt läuft schon damit herum.

Komisch, dass mir das noch nicht aufgefallen ist – habe ich gedacht. Das Abendessen war wie immer, wir sprachen über den Tag. Sie hat sich mit ihrer, im Büro erreichten neuen Position gebrüstet, erzählte aber gleichzeitig auch von den großen Problemen mit dem Personal, das immer wieder die Arbeit wechselt oder plötzlich ins Ausland verschwindet. Ich habe dem allen ein wenig zerstreut zugehört, weil mein Traum wieder aus dem Unterbewusstsein aufgetaucht ist und mir keine Ruhe ließ. Aber als ich dann hörte, dass sie ein Bild kaufen wollte, war mein Interesse geweckt und ich fragte wo, und welches Motiv. Sie konnte mir darauf nicht antworten, es war ihr nur in einer Galerie empfohlen worden, und dass es eine gute Kapitalanlage sein könnte. Sie bat mich mit ihr hinzugehen und die Bilder anzusehen, sobald ich etwas Zeit dafür erübrigen könnte. Ich konnte nur schlecht ablehnen um ihr zu sagen, dass ich mit meinem eigenen Bild ziemliche Probleme hätte, und daher auch kein anderes ansehen wollte, dass es mich überhaupt nicht interessierte. Zu guter Letzt haben wir dann vereinbart, dass ich sie anrufen würde, um einen Termin für die Besichtigung zu vereinbaren.

Es war schon ziemlich spät als ich wieder zurück zu Hause war. Eine Unruhe beherrschte meine Ge-

danken und es verlangte mich nach irgendetwas. Aber ich konnte absolut nicht sagen was es war. Der Schlaf war keine Erholung und am nächsten Morgen hat mir zum ersten Mal mein Kaffee nicht geschmeckt.

Ins Büro bin ich ohne Schwung gegangen, die Stunden haben sich wie Kaugummi gezogen. Endlich konnte ich gehen und unbewusst bin ich in Richtung Kaffee „Afrykanka“ gewandert. Gestern noch hatte ich mir vorgenommen, nie wieder hierher zu kommen, aber schließlich, warum sollte ich hier nicht noch einmal eine Tasse Kaffee trinken?

Vor der Kaffeebar stand, wie immer der gleiche Mann. Er grinste mich an und drehte dann schnell seinen Kopf weg. Sein kurzes Lachen habe ich wie eine Bestätigung aufgenommen „ich wusste ja gleich, dass du wieder hier auftauchen würdest“. Aber vielleicht habe ich mir das auch nur eingebildet.

Kurz darauf stand der Capuccino vor mir. Ich zögerte den Moment ihn zu trinken hinaus. Ich wollte nicht wieder den Schmerz empfinden, während sich mir das Bild zeigte. Schließlich hob ich die Tasse an und führte sie an meine Lippen. Den ersten Schluck behielt ich im Mund um den Geschmack auszukosten. Der Schmerz ist nicht gekommen. Ich schloss die Augen und erwartete, dass in meiner Vorstellungskraft das bekannte Bild auftauchen würde. Aber das war in diesem Moment nicht so wichtig weil ich tief in meinem Inneren unbekannte Freude empfunden habe. Die Leichtigkeit des Seins vermischte sich mit der Möglichkeit wie ein Vogel, der sich in die Luft erhob. Ich war im Stande jedes fantastische Abenteuer zu erleben. Ich fühlte mich wie wenn ich soeben erst auf die Welt gekommen wäre.

So sollte für mich jeder neue Tag beginnen. Das einzige, das mir Sorgen machte, war meine Zunge. Sie war angeschwollen, nicht so elastisch wie sonst, fast hat sie mich gestört, wie nach einem Zahnarztbesuch. Wahrscheinlich enthielt der Kaffee eine zu starke Koffeinkonzentration.

Aber Gott sei Dank war ich so voll Energie, dass ich mich im Stande fühlte meine Bekannte anzurufen um sie zu fragen, ob sie heute Lust hätte das Bild anzusehen. Erfreut über diese Nachricht schlug sie vor wir sollten einander vor der Galerie treffen. Sie war pünktlich. Erkannt habe ich Sie schon von weitem am schwarzen Trenchcoat und den blauen Gummistiefeln. Bei der Begrüßung hat sie mich überraschend auf die Wange geküsst, ich habe in diesem Augenblick aber nur ihre grünen Augen wahrgenommen.

Wir sind durch eine große Glastüre eingetreten, die weißen Wände im Ausstellungsraum waren mit Bildern vollgehängt. Sie waren alle gut beleuchtet, die Farben wirkten sehr plastisch. Auf mich haben die bunten Dreiecke und Quadrate und alle anderen geometrischen Figuren keinen besonderen Eindruck gemacht.

Meine Bekannte begrüßte einen, ihr entgegenkommenden Herren und zusammen sind sie in einem zweiten Saal verschwunden. Ich wusste nicht ob ich folgen sollte. Und so blieb ich vor einem Bild stehen auf dem Quadrate und darin weitere Quadrate, immer kleiner werdend, eine quadratische Tiefe gezeigt haben. Wenn ich noch länger darauf sähe, würde ich in Depression fallen. Schnell wendete ich meinen Kopf aber überall war irgendein Bild mit perspektivischer Tiefe. Mit letzter Kraft lief ich auf die Straße, unter kei-

nen Umständen wollte ich mehr zurück. Kurz darauf erschien meine Bekannte und fragte mich warum ich die Galerie verlassen hätte gerade als sie mir das Bild zeigen wollte. Ich entschuldigte mich und erklärte ihr, dass ich drinnen keine Luft mehr bekommen hätte.

– Wenn das so ist, musst du nicht mehr reingehen, das Bild kann ich dir auch durch das Schaufenster zeigen.

Sie kehrte zurück in die Galerie, ich drehte mich um, und zu meinem Erstaunen erschien hinter der Fensterscheibe meine Holzbrücke. Dieses Bild war mein Bild, nur mit einem kleinen Unterschied, die Unbekannte war nicht darauf zu sehen.

– Na, und was? – habe ich neben mir gehört. – Was glaubst Du? 19. Jahrhundert aber ein unbekannter Maler.

– Ja, ich kenne dieses Gemälde.

– Hast du es schon irgendwo gesehen?

– Ja und nein, irgendwann werde ich dir das erzählen. Es gefällt mir, und wenn du die Garantie hast, dass es seinen Preis wert ist, solltest du es kaufen.

– Genau das wollte ich hören.

Kurz darauf haben wir uns getrennt, sie ist noch ins Büro gegangen, ich fühlte mich schlecht, ich war müde, und wie erschlagen. Deshalb bin ich schnurstracks nach Hause zurückgekehrt. Ich wollte nicht weiter darüber nachdenken warum meine Einbildungskraft dieses Bild abgerufen hat, ein Gemälde, das ich noch nie in meinem Leben gesehen hatte. Und warum, die Leichtigkeit hatte mich verlassen. Das Abendessen ließ ich entfallen, und das Sandwich, das ich mir herrichtete, hat überhaupt nicht geschmeckt. Weiterhin wollte mein Innerstes etwas haben, aber ich

konnte nicht und nicht erklären was? Ich habe mich dann niedergelegt, konnte aber sehr lange nicht einschlafen.

Der nächste Tag war auch nicht besser. Mir ist noch immer etwas abgegangen, das Verlangen war den ganzen Tag in meinem Unterbewusstsein. Nach der Arbeit habe ich meine Schritte, ohne weiter zu überlegen, in Richtung „Afrykanka“ gelenkt. Aber, das Lokal war zu, und an der Türe war eine Information befestigt „Lokal behördlich geschlossen“. Der Mann, der immer davor gestanden ist, war auch nicht da. In mir war Leere. Ich hatte nur den Wunsch nach meinem Capuccino.

Am nächsten Tag fand ich durch Zufall in der Zeitung einen kleinen Artikel:

> Die Kaffeebar „Afrykanka“ wurde durch das Drogendezernat der Polizei geschlossen. In allen Getränken, die ausgeschenkt worden sind, besonders im Capuccino fanden sich Spuren von Narkotika. Die Drogenbande, die das Lokal geführt hat, wollte mit diesen kleinen Dosen Rauschgift neue Abnehmer finden. Vor dem Lokal wurde auch ein Dealer gefasst, der eine größere Menge von Drogen bei sich gehabt hatte. Er wurde von der Polizei in Haft genommen.

GRAFFITI

Alles hat in dem Moment begonnen als ich unter dem Perron durch den Tunnel durchgehen wollte. Beim Eintritt in diese Röhre empfing mich eine Geruchsmischung aus Harn, abgestandenem Zigarettenrauch und Alkohol, die mich zum Husten reizte. Ich bekam Panik. Zusätzlich erzeugte das schwach und kalt blinkende Neonlicht eine Atmosphäre, dass ich mich, wie in eine Gruft eingeschlossen, fühlte. Darum wollte ich jedes Mal, wenn ich hinunterging, sehr schnell auf die andere Seite kommen. Und bis jetzt habe ich niemals Probleme damit gehabt. Ich trat ein und ging rasch durch, wie alle anderen auch.

Aber an diesem Tag, und das ohne mein Zutun, ist alles anders gekommen. Vielleicht, wenn ich demjenigen, der bei der Stiege stand und um Almosen bettelte, aufmerksamer zugehört hätte, wäre ich gar nicht hinuntergegangen. In die mir entgegen gestreckte Hand, die mit Wollhandschuhen ohne Finger bekleidet war, hatte ich einen Euro gelegt. Er lispelte irgendetwas von einem schwarzen Loch, aber ich verstand nur, dass ihm noch etwas auf ein Bier fehlte.

So ging ich die Treppe hinunter und schloss mich denjenigen an, die in die gleiche Richtung wanderten. Ich war sehr flott unterwegs, mit zusammen gezwickten Augen und einem Taschentuch vor der Nase. Anfangs bemerkte ich nicht, dass das Licht am anderen Ende des Tunnels nicht und nicht näher kam.

Der Tunnel war lang, aber wieder doch nicht so lang, dass man ihn nicht innerhalb von fünf Minuten durchqueren hätte können. Alle, die so wie ich unterwegs waren, haben auch nicht bemerkt, dass die Entfernung zum helleren Loch am anderen Ende nicht weniger wurde. Und das war keine Täuschung, jeder bewegte sich ohne weiter zu kommen. Und niemand fragte, was erwartet uns, und wie weit ist es bis zum Ende?

Ich war aufgeregt und hätte ja jemanden fragen können aber sicher wäre nur eine spöttische Antwort gekommen:

– Sehen Sie nicht schon den Ausgang da vorne?

Dass er zu sehen war, wusste ich. Dass er mein Ziel war, war mir auch klar. Nur wie ich ihn erreichen sollte, war in diesem Moment das große Rätsel.

Ich begann über die Möglichkeit nachzudenken umzukehren, und vielleicht hätte ich das auch getan, wenn nicht an der Wand des Tunnels überraschend Graffitis aufgetaucht wären. Diese plastischen bunten Kompositionen, lebendige Frustrationen nicht erfüllter Träume erweckten mein Interesse.

Sie wirkten auf mich so drastisch, dass sie mir Bedenken über die Situation, die ich noch niemals erlebt hatte, suggerierten.

Vielleicht war es nur ein Spiel von Licht und Schatten? Möglich wäre auch, dass der Maler von dieser Arbeit berauscht und van Gogh oder Kandinsky vortäuschen wollte. Aber was wollten die Bilder überhaupt zeigen? Dass sich im Leben absolut nichts wiederholt? Unsere Zukunft? Oder vielleicht die Hoffnung, die mit jedem neuen Tag entsteht?

Es war sehr schwer darauf eine Antwort zu finden, besonders darum, weil ich endgültig genug von dieser

Umgebung hatte, und dazu überfiel mich noch die Ahnung in die Irre geleitet worden zu sein.

Und weil ich immer schneller ging, wurde ich das Gefühl nicht los, dass sich die Graffitis gleichzeitig mit mir verschoben. Das war unmöglich aber es war so. Ich konnte das nicht länger ertragen. Vielleicht sollte ich mit dem Jungen reden, der an der Wand lehnte, und im Takt der Musik, die aus den Kopfhörern auf seiner Mütze klang, wippte. Könte er mir das erklären, ich weiß nicht?

Mit Schrecken stellte ich jetzt fest, dass ich weiterhin nicht vom Fleck kam! Meine Richtung war festgelegt! Ich konnte, so schien es mir, nur mehr meinen Kopf nach links oder rechts drehen. Auf der rechten Seite war niemand, und links ging ein alter Mann mit Hut und langem Mantel, er stützte sich auf einen Stock mit einem Gummistoppel. Ich entschied mich ihn zu fragen was uns noch erwarten konnte. Wenn es einer wüsste, so sicher er, so schien es mir jedenfalls.

– Entschuldigen Sie – das Echo meiner Stimme kam zu mir zurück. Wissen Sie wie lange dieser Tunnel noch ist?

Der alte Mann blickte mich verwundert an – er begann zu lächeln, seine Lippen bewegten sich, aber seine Stimme war nicht zu vernehmen.

– Ich höre nichts! – schrie ich. – Bitte wiederholen Sie noch ein Mal.

Er, jetzt schon etwas lauter, antwortete:

– Dieser Tunnel ist ohne Ende und ich gehe schon seit langem durch.

– Aber vielleicht wissen Sie wo wir uns momentan befinden?

– Es kommt noch die Zeit wo auch Sie das erkennen werden.

Ich fragte ihn weiter:

– Aber was bedeuten die Graffitis, die sich mit uns zusammen verschieben?

– Das weiß ich sehr wohl! Es ist unser Leben!

– Diese Krakeleien? – bemerkte ich.

Der Mann sagte nichts mehr, er zeigte nur mit seinem Stock auf riesige Buchstaben, mit farbigem Spray geschrieben. – FINDE DICH IN DIR SELBST.

Ich träumte vielleicht? Alles, was sich um mich herum tat, war pure Fantasie? Und wenn nicht, hätte ich ja irgendetwas fühlen müssen, Angst, Unsicherheit. Aber nichts tat sich, meine Füße waren warm, das Gedächtnis funktionierte, Hunger hatte ich nicht, es blieb nur der Tunnel ohne Ende. Meine Schuld, warum bin ich überhaupt hineingegangen? Oder vielleicht erlebte ich ein Experiment, wollte mich jemand in eine andere Zeit versetzen? Aber das sollte ihm nicht gelingen.

Gestern habe ich einen Film in dieser Art gesehen, aber dass mir das heute auch passiert? Und sollte ich jemals die Grenze überschreiten und wieder ans Tageslicht kommen, wer weiß, was mich dort erwartet, das Mittelalter oder das dritte Jahrtausend? Oder irgendetwas anderes, wie sollte ich das schon jetzt wissen?

Ich blickte auf mein Handy, der Akku war leer. die Uhr war auch stehen geblieben sie hat nur das Datum, den Dreizehnten gezeigt.

Der Alte humpelte weiter, alle Anderen schoben sich auch vorwärts. Und wenn jemand das von der Seite betrachtete, schien alles ganz normal. Wir waren eine bunt zusammen gewürfelte, sich bewegende Masse ohne irgendeine Möglichkeit die Richtung zu wechseln. Wie an einer Schnur bewegte Marionetten.

Und der Tag hat so normal angefangen, nichts hat auf irgendwelche Überraschungen hingedeutet. Wie ist das alles gekommen?

Oha! Was ist jetzt los? Der Alte begann mich zu überholen!

– Wohin laufen Sie so rasch?

– Ich laufe, meine Zeit ist gekommen – hörte ich.

– Wohin?

– Zum Ende vom Anfang!

Ein Philosoph, ein Glücklicher. Plötzlich und mit ihm zusammen flogen die Graffitis in farbigen Kränzen, zeigten Gewehre, Pferde, Militärmützen mit einem Adler darauf. Und all das verschwand in einem hellen Loch.

Auch ein Graffiti mit einer roten Motorhaube, einem blauen Herz, einem gebogenen Pfeil sah ich jetzt in dem hellen Loch, zusammen mit dem Jungen von vorhin.

Das ist ein Traum, so etwas kann man nur träumen. Jetzt rüttelte mich etwas am Arm, wollte mich entführen, die Masse mit mir drängte zur Flucht.

Die Wände des Tunnels nahmen rasch wieder den schmutzigen grauen Ton an, Reklameplakate hingen in Fetzten, das helle Loch erweiterte sich und endlich konnte frische Luft zu spüren.

Kurz darauf befand auch ich mich an der Grenze zwischen Dunkelheit und Licht. Ich atmete tief durch und wollte mich schon über die wieder gefundene Freiheit freuen, wenn nur nicht so viele Leute vor mir gestanden wären. Der Großteil von ihnen drängte nach vorne, reckte den Kopf in die Höhe, stand auf Zehenspitzen, irgendetwas vor ihnen weckte ihr Interesse.

Ich fragte einen, der vor mir stand.

– Was ist dort los, was ist geschehen? Sehen Sie irgendetwas?

– Unfall – antwortete er.

Diese Idioten in ihren neuen schnellen Autos geben auf nichts und niemanden Acht. Einer von ihnen hat einen Fußgänger auf dem Zebrastreifen überfahren. Aber er hat auch kein Glück gehabt, er ist durch die Windschutzscheibe geflogen. Sehen Sie, seine Mütze mit den Kopfhörern liegt da vorne auf dem Trottoir. Und auf der anderen Seite liegt ein Stock mit einem Gummistoppel daran.

Ich wollte all das nicht sehen und ging meines Weges.

KÄFIG

Ich bin ein Pedant, mein Leben ist vom Grundsatz peinlichster Ordnung geprägt. In meinem Zimmer sind alle Gegenstände senkrecht und waagrecht auf gleicher Höhe ausgerichtet.

Kleinste Staubkörnchen, die ich finde, entferne ich sofort. Den Käfig meines Kanarienvogels reinige ich zweimal pro Woche. Bekannte bewundern ihn mit den Worten – oh, was für eine gepflegte Behausung. Man findet darin keine einzige Feder und der Kanarie ist so glücklich, dass ihm die Worte fehlen. Singen um sich zu beschweren, hört man ihn niemals, er hat ja auch wirklich keinen Grund dazu.

So habe ich in Ruhe in einer parallelen Welt gelebt bis zu einem unerwarteten Besuch. Es war Montag oder Dienstag als mich ein aufdringliches Läuten zwang die Tür zu öffnen.

Vor mir steht eine Person, die mich an niemanden erinnert. Das Gesicht, das mich anblickt, ist ausdruckslos, so wie der Rücken eines in der Straßenbahn neben mir Stehenden. Der Rest trägt eine Schirmkappe und eine Jeansjacke. Das Etwas beginnt mit zusammengepressten Lippen zu sprechen:

Ich verkaufe eine Enzyklopädie, hier sind die ersten zwei Bände und dazu gibt es noch eine Paradiesblume in Form eines Eau de Toilette.

Im ersten Moment habe ich große Lust den Unbekannten abzuwimmeln aber das Duftwasser macht

mich neugierig. Ich öffne die Tür ganz und wir gehen ins Zimmer.

Das Gesicht stellt sich vor – ich bin vom Verlag „Nichts Interessantes“

Das ist interessant – ist meine Antwort.

Er murmelt weiter – wir haben eine Enzyklopädie mit goldenen Buchstaben, in Leder gebunden, herausgebracht. Bitte greifen sie ein Mal, ist das nicht weich? Das erhöht den Wert der Ausgabe. Und der Duft ist eine Wonne für die Nase, riechen Sie doch.

Und das alles zusammen für nur dreihundert, fast geschenkt. Leder und das Paradies in der Nase.

Er überzeugt mich nicht und ich will schon ablehnen aber diese Bände in Quaderform würden ideal in meinen Raum passen.

Neben dem Käfig war noch ein leerer Platz. Dort würde ich sie hinstellen und der Vogel hätte auch etwas davon. Die dreihundert sind nicht so viel und bis zum Ersten würde ich auskommen, mit einem Dutzend Eier im Kühlschrank.

Der junge Vertreter steht vor dem Käfig und beginnt ihn eingehend zu betrachten. Ich will ihn schon fragen wie er ihm gefällt, als er sich umdreht und zum ersten Mal den Mund richtig aufmacht, er fragt – und der Kanarienvogel, wo ist er?

Wo kann er schon sein? – Im Käfig! – Dort ist sein Platz.

Aber der ist leer – hör ich als Antwort.

Aber nein, der Vogel sitzt dort in der Ecke – und ich zeige mit dem Finger hin.

Interessant – er dreht sich um, blickt mir in die Augen und sagt erschrocken:

Geben Sie mir die dreihundert.

Ich begleite ihn zur Tür. Hinter der Tür spricht er nochmals laut – dort ist kein Vogel!

Und so jemanden lässt man in die Wohnung. Eigentlich wirkte er ganz normal aber das Vögelchen hat er nicht gesehen.

Die gekauften zwei Bände waren wirklich ein Pracht. Neben dem Käfig aufgestellt, leuchten ihre goldenen Buchstaben auf dem Buchrücken. Der Kanarienvogel, erschrocken von der Größe der beiden Bände, versteckt sich in einer Ecke des Käfigs. Ich hingegen lasse mich im Fauteuil nieder und erfreue mich am Hauch von Wissen, das die gekauften Bücher ausstrahlen.

Ich fühle mich wirklich wunderbar. Die Lexika auf dem Regal, ich im Fauteuil, nur der Kanarienvogel beunruhigt mich. Ab der Feststellung, dass er nicht im Käfig säße, ist er aus dem Gleichgewicht gebracht, er putzt seine Federn und blickt nicht in meine Richtung.

Und so ist plötzlich meine geordnete Welt aus den Fugen geraten. Ich war davon überzeugt, dass das vorübergehen würde, aber das Bündel von Federn hat mir Sorgen gemacht. Gott bewahre mich, dass er sich etwas Schreckliches antut und der Käfig dann leersteht. Das würde ich nicht überleben.

In diesem Augenblick schlafe ich ein und finde mich selbst im Käfig. Hingegen lässt sich der Vogel im Fauteuil nieder. Platz habe ich dort genug und die Stangen laden mich zum Schaukeln ein. Nur das Aufpicken der kleinen Kerne bereitet mir Mühe, sie bleiben mir zwischen den Zähnen stecken. Und Wasser trinken – was für eine Plage!

So kann ich nicht leben! Ich wollte sofort diesen Ort verlassen, aber die Käfigtür war von außen verschlos-

sen. Ich war in eine Falle geraten und konnte nur mit dem Kopf gegen die Enzyklopädien schlagen.

Als ich die Augen öffne, befinde ich mich wieder im Fauteuil. Der Scheitel juckt mich und irgendetwas drückt auf meinen Schädel. Aber das ist sicher nur die Aufregung.

Ich entschließe mich den Käfig woandershin zu stellen. Aber wohin? Alle meine senkrechten und waagrechten Plätze an der Wand sind schon besetzt. Es bleibt nur noch der Plafond.

Ich lege mich auf den Teppich und beginne auf der neu entdeckten Fläche den richtigen Ort zu suchen. Die Ecken kommen nicht in Frage, der Käfig braucht einen größeren Platz.

Die Mitte des Plafonds war einladend, aber sie ist von einem alten siebenarmigen Luster besetzt. Ich verwende ihn seit dem Zeitpunkt als er unvermutet auf den Kopf meines Freundes gefallen ist, nicht mehr. Aber jetzt war höchste Zeit sich an ihm zu rächen.

Ich schneide brutal diese Spinne ab und bald darauf hängt der Käfig mit dem Kanarienvogel im freien Raum.

Meine, aus dem Gleichgewicht gebrachte Welt war wieder in Ordnung. Und so sollte das bleiben wenn sich nicht ein neues, schwarzes Loch in der Waagrechten gebildet hätte.

Der alte Platz ohne Käfig strahlt Leere aus. Das sticht ins Auge! Diese Nische verursacht mir Schmerzen! Ausfüllen könnte ich sie nur durch die nächsten Bände mit goldenen Buchstaben.

Ich verlasse das Haus und gehe zum Verlag „Nichts Interessantes“. Die Drehtür dort beim Eingang schleudert mich auf einen kanariengelben Läufer, der zu ei-

nem Schreibtisch führt. Das blasse Mädchen dahinter, das auf einen Monitor blickt, runzelt die Stirn und während sie mich ansieht, fragt sie:

Kommen Sie mit neuen Texten?

Aber nein. Ich will die nächsten Bände der Enzyklopädie haben.

In den Augen des Mädchens macht sich Erstaunen breit.

Sie fragt nochmals laut – Enzyklopädie?

Ja, ja! – versichere ich.

Aber wir haben etwas Derartiges niemals herausgegeben, das muss ein Irrtum sein.

Das ist unmöglich, Ihr Kollege mit dem flachen Gesicht war bei mir.

Oh, das ist der Hansi, unser Laufbursche.

No sehen Sie, bei ihm habe ich die ersten Bände gekauft.

Ausgeschlossen, er kann nicht einmal lesen!

Wirklich? – wundere ich mich. – jetzt verstehe ich warum er meinen Kanarienvogel nicht sehen konnte.

Ah, Sie sind das mit dem Kanarie! Hansi hat uns alles über Ihre Probleme erzählt.

Meine Probleme?

Angeblich sehen Sie Dinge, die andere nicht sehen können.

Das verstehe ich nicht.

Sie sehen einen Kanarienvogel im Käfig, aber er ist nicht drinnen.

Er ist dort! Und hängt jetzt.

Was? Sie haben ihn aufgehängt?

Aber nein, ich habe nur den Käfig dorthin gehängt, wo vorher der Luster war.

Und was beleuchtet jetzt Ihre Wohnung?

Das habe ich noch nicht überlegt.

Aber das sollten Sie, Sie schlagen Ihre Enzyklopädie auf und sehen kein einziges Wort.

Na und, muss ich darin lesen?

Sie sollten aber, deswegen wollen Sie sie ja kaufen?

Aber nein, mein Problem ist ein Loch in der Waagrechten.

Und senkrecht?

Senkrecht ist alles in Ordnung.

Das Loch sollten Sie zustopfen – stellt dieses kluge Köpfchen fest.

No endlich verstehen wir uns. Darum brauche ich die weiteren Bände.

Das Mädchen stand auf, stützte sich mit den Händen am Schreibtisch ab und sagte:

Bitte bleiben Sie hier, ich komme gleich mit dem Chef zurück.

Ich wartete lange, in der Zwischenzeit sind noch zwei Kunden gekommen, einer stellt sich an meine linke, der andere an die rechte Seite.

Endlich zeigt sie sich, zusammen mit einem älteren Mann, der sich auf einen Stock stützt. Die beiden kommen auf mich zu.

Der Mann gibt mir die Hand und fragt:

Sie wollen die Enzyklopädie?

Aber ja!

Und was ist mit dem Kanarienvogel?

Er hängt.

In diesem Moment stecken mich die beiden anderen, die sich mir unbemerkt genähert haben, in eine Zwangsjacke.

Ich höre:

Bitte bleiben Sie ruhig, das ist nur für kurze Zeit, bald wird es Ihnen wieder besser gehen.

Nach einem kleinen Stich in den Arm finde ich mich im Käfig wieder, aber jetzt unter der Decke hängend.

Und der Kanarienvogel, dieser Lump, sitzt im Fauteuil und zwitschert!

DUFT

Der erste Stich hat nicht wehgetan, der zweite hat mich in einen heißen, zu Ende gehenden Tag versetzt.

Nicht weit vom Meeresufer stand ein weißes, beleuchtetes Hotel, wie die Kulisse aus einem längst vergessenen Film. Die schon sehr altersschwachen Buchstaben auf der Fassade waren bereits zum Teil von der Mauer gefallen. Die Holzläden an den Fenstern waren von der Sonne ausgebleicht, der Anstrich schlug Blasen wie bei Windpocken.

Vor dem Eingang saß ein dicker Mann ohne Hemd und in kurzen Hosen auf einem Plastiksessel. Er aß Kürbiskerne und spuckte die Schalen in hohem Bogen aus, jede etwas weiter als die vorherige.

Ich näherte mich dem Hotel, der Dicke hob seinen Kopf, wendete ihn und sprach zu jemandem im Haus.

– Da kommt wer mit einem Rucksack, ganz in weiß angezogen.

Eine Stimme aus der Halle zischte:

– Wir brauchen hier niemanden. Du weißt, dass es uns verboten ist Gäste aufzunehmen, die Angelegenheit mit ihr ist immer noch nicht geklärt.

Ich ging an ihm vorbei, blieb aber dann doch stehen und stellte meinen Rucksack auf die Balustrade neben dem Meeresufer. Ich wischte meine verschwitzte Stirn mit einem schon nicht mehr sehr sauberen Taschentuch ab und blickte auf die in Entfernung liegende Stadt. Sie lag auf einem Berg, überragt vom

Turm einer Kirche. Nach einigem Überlegen entschied ich mich hier zu übernachten. Das Hotel hinter mir wirkte zwar nicht sehr einladend, aber ich hatte keine Wahl, es war schon sehr spät.

Während ich zurückging, hörte ich den Dicken sagen:

– Er kommt zurück.

Von drinnen antwortete eine Stimme:

– Gut, er kann kommen. Nach der letzten Visite habe ich alle Ecken ausgeräuchert.

Ich trat zum Dicken, der sich an einem Kern verschluckt hatte und mir mit einer Geste zeigte, ich könnte eintreten. Es empfing mich ein großer Saal mit grün gestrichenen Wänden. Unter der Decke drehte sich ein etwas altersschwacher Ventilator, an der Seite stand ein runder Tisch mit zwei Fauteuils. Ich stellte den Rucksack auf den Boden und ließ mich in einen der beiden Sessel fallen, die Halle war leer. Die lange Reise hatte mich ermüdet.

Auf dem Tisch stand eine größere Glocke, ich klopfte mit dem Finger darauf, hob sie dann auf um zu läuten. Kein Ton kam heraus. Ich drehte sie um und wollte den Klöppel sehen als ich in diesem Augenblick eine Stimme hinter meinem Rücken hörte:

– Sie klingelt nur ein Mal im Jahr.

Ich wandte mich um und blickte auf eine im Schatten stehende Gestalt.

– Ohne den Klöppel kommt aber kein Ton – war meine Antwort.

– Sie klingelt, aber nur am Jahrestag des Untergangs der Phönix.

– Ist das eine Schiffsglocke – fragte ich verwundert.

– Ja, die Phönix war ein Schmugglerschiff, sie ist untergegangen, nur die Schiffsglocke ist aufgetaucht mit....

In der Eingangstür stand plötzlich der Dicke, sein Kopf lief nach oben spitz zu, im Gegensatz zu seinen schmalen Schultern hatte er einen riesigen Bauch. Er hustete laut, unterbrach die Frau und wandte sich an mich:

– Hören Sie nicht auf sie, sie ist..... Er hob die Hand und klopfte sich mit einem Finger auf die Stirn – wollen Sie bei uns übernachten?

– Ja, obwohl das Hotel... In dem Moment sagte die Frau:

– Lassen Sie sich nicht täuschen, es schaut nur so aus aber die Zimmer sind sauber.

– Gut – war meine Antwort – ich will gleich zahlen.

Der Dicke nannte den Preis, ich zahlte und bat um den Schlüssel.

– Erster Stock – sagte die Frau – Nummer dreizehn, es gibt keinen Schlüssel, die Tür hat kein Schloß, hier kennt jeder jeden.

– Auch gut, aber kann ich bei Ihnen eine Kleinigkeit zum Essen bekommen?

– Wenn Sie gebratene Sardinen mögen? – war ihre Antwort.

– Sehr gerne, ich gehe mich nur etwas frisch machen und komme gleich wieder.

– Oben gleich nach rechts – rief mir der Dicke nach.

– Ich gehe in die Küche – hörte ich die Frau sagen als ich die Treppe nach oben stieg.

– Zieh dich auch um, du schaust wie ein schwarzes Gespenst aus – sprach der Dicke.

Im ersten Stock fand ich gleich das Zimmer. Die Tür war wirklich ohne Schloß. Ich trat ein, machte Licht und schaute mich um. Der Raum war klein, auf dem Tisch stand ein Strauß getrockneter Blumen. Den Rucksack stellte ich auf einen weißen Sessel neben einem weißen Schrank. Ich zog Jacke und Hemd aus. Ich war verschwitzt und ging ins Badezimmer. Plötzlich vernahm ich von irgendwo aus dem Inneren des Hotels ein lautes Stöhnen, das aber nach kurzer Zeit verstummte. Habe ich mir das jetzt eingebildet? Ich zuckte mit den Schultern.

Erfrischt aus dem Badezimmer kommend, ließ mich auf dem Bett nieder und griff nach meinem Handy. Da klopfte es an der Tür. Also stand ich auf und öffnete. Vor mir stand eine Frau in einem langen, weißen Hemd.

– Sie wollen zu mir? – fragte ich erstaunt.

Die Frau antwortete nicht.

– Sie wollen zu mir? – fragte ich nochmals.

Sie überschritt die Schwelle wie wenn ich nicht vorhanden wäre, setzte sich aufs Bett und flüsterte:

– Wasser, Wasser!

Ich füllte das, auf dem Tisch stehende Glas und reichte es ihr. Sie trank es in einem Zug aus.

– Nochmals – sagte sie.

– Sind Sie krank? – war meine Frage.

– Nein, sie sind..... – sie vollendete den Satz nicht. Das Glas fiel ihr aus der Hand und sie sank aufs Bett.

Ich stand da und wusste nicht wie ich reagieren sollte, beugte mich hinunter, sie atmete regelmäßig, sie schlief. Die Unbekannte hatte ein schmales Gesicht, eingerahmt von dunklen, kurz geschnittenen

Haaren. Ich roch den Duft, der sie umgab. Es war eine Mischung aus Zitrusfrüchten, aber irgendetwas passte nicht dazu. Das Etwas war nur schwer zu beschreiben. Erst als ich mich aufrichtete, traf mich Moschusgeruch, gemischt mit noch etwas Unbekanntem. Der Geruch war so intensiv, dass ich einen Moment wie berauscht da stand. Ich wollte zurückweichen, wurde aber davon angezogen. Sie schlief ganz ruhig, darum entschloss ich mich vorläufig Niemandem davon zu erzählen und ging nach unten.

Der Tisch war auf der anderen Seite des Saales gedeckt, ich setzte mich nieder, nahm die Weinkaraffe und goß mir ein. Ich trank rasch aus.

Aus dem Nichts tauchte plötzlich der Dicke auf, auch er goß sich ein Glas Wein ein, roch daran und sagte im Niedersetzen:

– Manchmal riecht er nach Keller, das ist aber gut – trank und frage mich dann:

– Sie sind von weit hergekommen?

– Ja – war meine Antwort.

Die Frau brachte einen großen, ovalen Teller, voll mit gebratenen Sardinen, und stellte ihn in die Mitte des Tisches. Im Raum verbreitete sich rasch der Fischgeruch.

– Ah, du hast dich umgezogen – meinte der Dicke – Wissen Sie, sie geht immer in schwarz. Manches Mal, wenn Sie in der Dunkelheit aus irgendeiner Ecke auftaucht, erschrickt man, sie sieht aus wie ein Geist.

Die Frau unterbrach ihn mit ruhiger Stimme:

– Hör' auf damit, der Gast will in Ruhe essen. Bitte bedienen Sie sich, die Sardinen sind ganz frisch.

Sie war um vieles jünger als der Dicke. Sie trug jetzt eine weiße Bluse, einen langen Rock und einen

engen Gürtel, der mit zwei Schlangenköpfen geschlossen war.

– Ein königliches Mahl – sagte ich

– Einfach und sättigend – sagte die Frau – Bitte nehmen Sie noch und die Anmeldung können wir dann nach dem Essen machen.

– Ist nicht notwendig – meinte der Dicke.

– Und die Polizei, wenn sie kommt, was dann?

– Die kommen immer nur auf ein Glas Wein und bleiben nie lange. Und Besuch von der Familie? Das kann niemand verbieten!

– Mein Name ist..... – plötzlich unterbrach mich ein neuerliches lautes Stöhnen, wie schon vorhin in meinem Zimmer. – Was ist das? Ist hier im Haus jemand krank? – war meine Frage.

Die Frau erblasste. Sie wollte sich erheben, vielleicht weglaufen. Doch der Dicke sagte:

– Der Wind pfeift schon wieder im Kamin. Und du – wandte er sich an die Frau – du mußt dich nicht fürchten, das sind keine Geister.

– Das sagst du immer – antwortete sie.

Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass die beiden etwas zu verbergen hatten. Sollte ich ihnen von der Frau in meinem Zimmer erzählen? Nein, oben werde ich selbst alles von ihr zu erfahren versuchen. Ich erhob mich. Der Dicke blickte mich fragend an:

–Sie gehen schon? Vielleicht noch ein Glas Wein vor dem Schlafen?

– Nein danke, für mich ist es Zeit, die Reise war sehr lang und anstrengend.

Auf dem Weg zur Treppe fühlte ich ihre Blicke in meinem Rücken.

Oben erlebte ich eine Enttäuschung! Die Fremde war nicht mehr da! Nur ihr eigenartiger Duft schwebte

noch im Raum. Er erweckte in mir den Wunsch ihn immer wieder zu riechen.

Eingehüllt davon legte ich mich nieder und war im Nu eingeschlafen.

Aufgeweckt wurde ich durch einen kalten Hauch. Es fiel mir schwer die Augen zu öffnen. Mir fehlte frische Luft und es schien, dass ich an diesem, mir bekannten Duft ersticken würde.

– Bitte, machen Sie die Augen auf! Bitte, machen Sie die Augen auf! – konnte ich hören.

Ich öffnete meine Augen und sah vor mir eine Frau, auch ganz in weiß.

Aber das war nicht meine Unbekannte!

– Na endlich – hörte ich – Gott war das schwierig Sie wach zu kriegen! Alles ist schon vorbei, die Operation ist gut verlaufen.

– Aber dieser Duft?

– Das ist immer so nach einer Narkose – stellt die Schwester fest – sehr oft empfinden die Patienten so, manchmal fühlen sie sich himmlisch, manchmal irdisch.

KRÓL – KÖNIG

Die zweite Flasche Rotwein war schon halbleer, mein Kopf war aber noch immer ganz klar, ich war auch nicht betrunken, nur durcheinander. Durcheinander von dem, was ich erlebt und getan hatte. Sehr oft frage ich mich wer wir eigentlich sind? Jeder von uns ist anders aber in einem Sinn auch so wie jeder Andere. Das Geheimnis unserer Eigenart liegt darin, dass wir Herr über uns selbst sind. Dazu kommt, dass wir selbst darüber entscheiden können, ob wir befreit sein wollen von unseren tagtäglichen Gewohnheiten.

Ich stelle meinen Wecker morgen, fahre ich in den Sonnenaufgang. Ich werde hinter dem Steuerrad stehen und in den Horizont segeln. Und vielleicht werde ich dahinter das finden, was ich schon so lange suche?

Die Nacht war sehr kurz und am frühen Morgen fuhr ich weg und befreite mich aus diesem verzauberten Kreis. Ich holte meine Festmacher ein und Otranto verschwand im Morgendunst. Vor dem Bug der Jacht das freie Meer und ein rosiger Himmel mit Wolkenfetzen. Ich floh um alles zu vergessen.

Vor ein paar Tagen segelte ich in der Straße von Otranto, die die Adria mit dem Ionischen Meer verbindet, beides Teile des Mittelmeers. Die Stadt Otranto selbst hatte mich auf Grund einer englischen Erzählung „Das Schloss von Otranto“ von Horace Walpole aus dem 18. Jahrhundert neugierig gemacht.

Ich wollte die Wirklichkeit mit der Fantasie des Autors vergleichen, ich wollte dieses Schloss finden, sollte es tatsächlich existieren, und die Gemächer besuchen, in denen der verfluchte Manfred gelebt hatte. Vielleicht könnte ich die Geister erschrecken, vor denen er Angst gehabt hatte.

Im Hafen von Otranto machte ich an der hohen Mole fest und brachte Ordnung auf mein Schiff. Alle Leinen fanden ihren Platz, die Segel wurden gegen die Sonne abgedeckt, und ich trank einen Becher Kaffee.

Ein neuer Hafen, neue Eindrücke, vom Kai aus sieht man nur Wehrmauern, und darüber Palmen, die Stadt war dahinter versteckt. Ich weiß nicht wie es den anderen geht, aber wenn ich in eine neue Stadt, eine neue Umgebung komme, habe ich den Eindruck, dass ich hier etwas Besonderes erleben würde. Ein gutes Abendessen ganz sicher. Meinen trockenen Proviant, den ich während des Törns esse, kann ich schon nicht mehr sehen.

Auf der Mole saß ein Fischer mit der Angel in der Hand auf einem kleinen Stockerl. Er starrte wie hypnotisiert auf den Schwimmer auf der Wasseroberfläche.

Er dreht sich in meine Richtung. Ich hob die Hand und rief „buon giorno“! Er nickte mit dem Kopf und blickte dann auf meine Flagge. So spielte sich unser erster Kontakt, ganz ohne Worte, ab.

Gerne hätte ich mich mit ihm unterhalten. Schade, dass er wahrscheinlich nur Italienisch spricht, aber wusste ich das so genau? Ich ging hinunter in die Kabine um Ordnung zu machen, auf der Jacht hat jedes Ding seinen eigenen Platz.

Plötzlich hörte ich, dass etwas an Deck klopfte. Ich stieg nochmals rauf und sah, dass der Fischer mit seiner Angelrute auf das Deck klopfte.

– Ich bringe Ihnen etwas zum Essen – sagte er.

– Oh, vielen Dank.

– Frische Fische, erst vor einer Stunde gefangen – betonte er.

In diesem Moment ist mir erst zu Bewusstsein gekommen, dass wir die ganze Zeit Polnisch gesprochen hatten.

– Aber Sie sprechen Polnisch!

– Ich bin in Polen geboren, also nichts Überraschendes.

– Schön und gut, aber ich bin erstaunt hier einen Landsmann zu treffen. Im Leben sollte man auf alles vorbereitet sein – betonte er philosophisch. Zum Beispiel, dass ich Sie heute zum Abendessen einlade. Ich wohne gleich hinter der Kathedrale im Haus Nummer zwei. Sie finden mich ganz leicht, ich heiße Jerzy Król.

– Ja ich werde Sie gern besuchen aber vorher muss ich noch etwas Konkretes essen. Vielleicht können Sie mir eine Trattoria empfehlen, wo ich nach den vielen Tagen am Meer …..

– Ich kenne so was – unterbricht mich Herr Krol. – Nach einem langen Törn sucht man immer einen ruhigen Platz mit guten Speisen. Auf der anderen Seite der Bucht – und zeigte mit der Hand, in der er die Angel hielt – ist eine Trattoria gleich am Ufer. Die kann ich empfehlen, seine Spezialität ist Angler im Salzmantel. Da schleckt man sich alle Finger ab, so gut schmeckt es. Und vergessen Sie auch nicht die antipasta alla casa zu bestellen. Ich wünsche Ihnen guten Appetit. Nach dem Essen erwarte ich Sie bei mir.

Ich wollte schon zum Einverständnis mit dem Kopf nicken aber er hatte sich schon abgewandt und ging weg.

Der Fisch im Restaurant war wirklich eine Delikatesse. Ich sagte dem Kellner auch, dass mir ein Fischer, der auf der Mole gesessen hatte, das Lokal empfohlen hatte. Er gab mir zur Antwort:

– Ein Fischer? Was für ein Fischer! Das ist unser Poet!

Nach dem Essen ging ich über eine Treppe neben der Festung nach oben. Auf dem Platz vor der Burg spielte ein Mann virtuos auf seiner Gitarre. Das Echo der Melodien sprang zwischen den Hausmauern hin und her. In den alten schmalen Gassen drängten sich herumspazierende Touristen. Alle, die mir entgegenkamen, schleckten genüsslich Eis. An der Ecke war ein Eissalon, das Eis in der Vitrine lud in den verschiedensten Farben ein. Bestellen war ganz einfach, nur die Farbe nennen. Ich entschied mich für grün und als Kontrast dazu rot, Kiwi und Weichsel, wie sich beim Probieren herausstellte. Serviert wurde es in einer Carameltüte mit einem kleinen breiten Löffelchen. Es schmeckte himmlisch, war dick und zog sich fast wie Kaugummi. Der Verkäufer bemerkte mein Erstaunen und sagte: „non artificiale, tutto naturale!“

Also schleckte auch ich dieses „naturale“ und schlenderte weiter durch schmale Gassen in Richtung Kathedrale. Das Tor zur Kirche war leider schon geschlossen.

Der Platz mit seinen alten Gebäuden versetzte mich augenblicklich in die Zeit von Prinz Alfonso Aragon, der hier vor Jahrhunderten gelebt hatte. Wie ich so dastand, hatte ich das Gefühl, dass vor meinen Augen Leute aus einer fernen Zeit herumspazierten. Welchen Eindruck hatten sie aber von mir? So, wie ich hier stand, in kurzen Hosen, mit meinem Fotoapparat

um den Hals, dem Eis in der Hand und einer Flasche Wodka unter dem Arm? Vielleicht sahen sie in mir den Mann vom Mars, aber damals hat niemand an einen Außerirdischen gedacht. Nur in unserer Zeit suchen wir immer etwas Neues um Vergleiche anzustellen.

Eins, zwei, die Glocken der Kathedrale schlugen zehn Uhr. Vielleicht war es für meine Besuch schon zu spät?

Da, irgendwo auf dieser Seite musste Król wohnen. Er hat gesagt eine kleine Strasse neben der Kathedrale. Die hatte ich gefunden. Sie war ein bisschen unheimlich, schmal und so sporadisch beleuchtet, dass die Nummer an den Gebäuden nicht zu erkennen waren. Leider fand ich die Nummer zwei nicht, nur ein Portal, über ihm las ich – R E X – und das eingemeißelte Entstehungsjahr – MCCCCLX. Das musste hier sein. Das hölzerne, von Alter und Feuchtigkeit dunkel gewordene Eingangstor war verschlossen. An seiner rechten Seite befand sich ein Türklopfer. Ich betätigte ihn. Das Echo drang tief in das Gebäude und nach kurzer Zeit schwang mit einem für die Ohren nicht angenehmen Ton der obere Teil der Tür auf. Ich sah das Gesicht einer fremden Frau.

Buona sera, Herr Król hat mich...

Ich hatte den Satz noch nicht beendet als sich schon mein polnischer Italiener zeigte.

– Ah, Sie sind das! Ich mache Ihnen auf.

Der obere Teil der Tür war wieder geschlossen, ich hörte wie sie entriegelt wurde und endlich öffnete sich das Tor und ich trat in einen düsteren Gang. Der Gastgeber aber ging auf die Straße, blickte sich in alle Richtungen um und kehrte schnell wieder zurück. Er schloss das Tor mit zwei großen, altertümlichen Schlüsseln und sagt dann zu mir:

– Bitte folgen Sie mir, hier ist es sehr dunkel, doch ich mag das.

Wir gingen zwischen Bücherregalen durch ein langes Vorzimmer in Richtung einer offenen Tür aus der Licht schimmerte. Vor mir sah ich den Rücken meines Gastgebers, und hinter mir latschte die Frau in Holzpantoffeln.

Ich hatte das Gefühl, dass ich ging aber nicht weiter kam. Vielleicht hatte ich beim Abendessen zu viel Wein getrunken?

Das Zimmer, in das wir schließlich kamen, war mit alten, mir schien, wertvollen Möbeln eingerichtet. An den Wänden hingen viele Bilder. Dominierend darauf waren die Farben Rot und Gelb, doch es fiel mir sehr schwer Motive auszumachen. Sie waren für meinen Geschmack zu surrealistisch. In einer Ecke dieses Raumes stand ein Schreibtisch, darauf eine Schreibmaschine und neben ihr ein Stoß voll beschriebener Blätter.

– Bitte nehmen Sie Platz – forderte mich der Gastgeber auf – Mathilda, er wandte sich an die Frau, bring uns doch etwas zu trinken, sei so lieb.

Wir setzten uns in Fauteuils, vis-a-vis von einem Fenster, das in einen Garten führte, voll mit schwach beleuchteten Bougainvillea-Bäumen. Nach einem Moment der Stille hörte ich eine Frage:

– Hat Ihnen das Abendessen geschmeckt? Habe ich Ihnen gut geraten?

– Ja ja, nur der Preis war geschmalzen, aber die Speisen vorzüglich. Bis jetzt habe ich den Geruch des Fisches in der Nase als die Salzkruste abgeschlagen wurde. Vielleicht war nur der Wein, den ich bestellt hatte, etwas zu jung. Ich kenne aber die Weine aus dieser Gegend nicht.

– Da haben Sie nichts versäumt, eine Lektion über die hiesigen Weine kann ich Ihnen auf Grund meines Weingartens geben. Nicht wahr Mathilda?

– Die Frau, die in diesem Moment eintrat, stellte eine Karaffe Wein und zwei Gläser auf den Tisch. Sie hatte schmale Hände mit langen Fingern. Ihrem Gesicht sah man schon die Jahre an aber die Züge waren sanftmütig. Sie wandte sich an Herrn Król.

– Hast Du Deinem Gast schon alles erzählt?

– Aber nein Mathilda, zuerst werden wir einmal Wein trinken.

– Gut, wenn Du mich brauchst, ich bin in der Küche. Ich mache eine Fischsuppe. Vergiss nicht, morgen ist Freitag.

– Ja ich weiß, Du erinnerst mich daran schon seit Jahren, in denen wir zusammenleben.

Mathilda verließ uns und beim Rausgehen murmelte sie etwas auf Italienisch.

Der Gastgeber antwortete ihr nicht, er drehte sich zu mir:

– Wissen Sie, morgen ist Fasttag, alle Menschen in der Stadt fasten, nur nicht beim Wein. Er fließt in Mengen. Aber jetzt probieren Sie meinen.

Als er Wein in die Gläser füllte, sah ich ihn mir genauer an. Er war sicher schon weit über die Siebzig. Das Gesicht glatt, ohne Falten, mit gerader Nase, seine Brauen stachen ins Auge. Sein Haar war lang, gewellt und von grauen Strähnen durchzogen. Er trug ein weißes, seidiges Hemd, oben offen. Darunter sah man auf der Brust ein großes, flaches Kreuz an einer goldenen Kette, aber ohne Christus.

– Probieren Sie bitte – bat er mich. Dieser Wein ist aus meinem eigenen Weingarten, vier Jahre alt. Meine

Bekannten meinen er wäre ausgezeichnet und nach dem Genuss von einigen Gläschen hat man das Gefühl in eine andere Welt versetzt zu sein. Wenn Sie das Glas gegen das Licht halten, ist er fast rubinrot, wie Blut, wovon hier in dieser Gegend viel vergossen worden ist. Prost!

Mit dem Blut übertrieb er ein wenig. Der Wein war vollmundig aber zu meiner Überraschung am Gaumen sehr weich mit einem spezifischen, nicht zu beurteilenden Abgang. Bei dem könnte man bleiben.

– Sehr gut, ich muss Ihnen gratulieren, er schmeckt fantastisch, sein Bouquet ist außergewöhnlich.

– Ja, Sie haben Recht, schuld daran ist der Boden, auf dem die Weinstöcke wachsen.Viele Steine, gute Erde und zusätzlich noch unsere Sonne. In meinem Weingarten standen früher Olivenbäume. Aber Gott sei Dank – sagt er lächelnd – fühlt man das im Wein nicht. Nicht wahr?

Ein guter Witz. Wissen Sie, dass der Kellner im Restaurant voller Stolz erzählte, dass Sie Dichter sind.

Król lachte laut auf.

– Ja, viele sagen das. Alles meine Schuld. Vor Jahren habe ich einige Bände Gedichte herausgegeben, die ich in meiner Jugend geschrieben habe. Ich habe damals die Welt, und alles worum es mir gegangen ist, kennen gelernt, und die Worte sind mir nur so zugeflogen. Sie haben diese Zeiten als Europa sich bekriegt hat, nicht erlebt, es gab für uns Liebe und Trennungen. Der Tod war unser ständiger Begleiter, unser Leben war dadurch sehr intensiv. Wir hatten nichts zu verlieren und jeder Tag, den wir überlebten, war wie ein Treffer in der Lotterie. Das mutet vielleicht jetzt paradox an aber wir waren auf unsere Art glücklich.

Die Welt, die ums Überleben gekämpft hat, hat für uns Sinn gehabt. So waren auch meine frühen Gedichte, voll mit Aufbegehren, mit Preis für das Leben mit seinen Leidenschaften.

Jetzt beschäftige ich mich mit Prosa. Einige Erzählungen von mir haben schon großen Anklang gefunden. Die Themen dafür habe ich dem Leben in meiner unmittelbaren Umgebung entnommen. Jetzt schreibe ich an einem Roman und hoffe ihn in Kürze zu beenden. Haben Sie eigentlich meine vielen Bücher gesehen? Imponierend, nicht wahr? Darunter befinden sich einige Exemplare, die zu besitzen so manche Bibliothek stolz wäre. Bücher zu sammeln ist mein Hobby. Ich schätze besonders solche, in denen die Seele des Autors intensiv gefühlt wird. Gerne kann ich Ihnen die Geschichte, die mit dem Schreiben meines neuen Buches verbunden ist, erzählen.

– Ja bitte, aber nur unter der Bedingung, dass Sie mir noch ein Gläschen von diesem königlichen Roten eingießen.

– Ich sehe, Ihnen schmeckt mein Wein, sehr gut. Stellen Sie sich vor, eines schönen Tages fand ich auf der Schwelle meiner Haustüre ein verschnürtes Paket ohne Angabe eines Absenders. Beim Aufheben merkte ich, wie schwer es war, nach meinem Gefühl ein Buch. Bekannten bringen mir öfters Bücher, die sie auf dem Dachboden finden. Ich betrachtete das Paket also als Geschenk eines unbekannten Spenders. Nach dem Auspacken erlebte ich die vielleicht größte Überraschung meines Lebens. Es war wirklich ein Buch, aber aus dem Jahr 1460, eine Handschrift in lateinischer Sprache. Auf der Ersten Seite waren drei Buchstaben „REX“ mit nur einem einzigen handgemalten Bild. Zu

meinem größten Erstaunen war es eine Darstellung meines Hauses. Das Haus hier, in dem ich jetzt wohne.

– Die Buchstaben REX sind auf dem Portal über dem Eingang eingemeißelt.

– Ja Sie haben das also gesehen. Da ich des Lateinischen nicht kundig bin, habe ich das Buch zum Übersetzen gegeben. Ich hatte das Gefühl, dass ich mit dem Buch auf irgendeine Art verbunden bin, und nicht nur durch meinen Namen.

Auf die Übersetzung habe ich sehr lange gewartet und als ich sie endlich erhielt und las, musste ich feststellen, dass es sich um die Geschichte einer reichen Bürgerfamilie handelt, die dieses Haus bewohnt hatte. Und sie hieß auch Król. Aber das ist noch immer nicht alles. Es liest sich wie mein eigenes Leben, versetzt ins 15. Jahrhundert.

– Interessant – stellte ich fest – aber schwer zu glauben. Das sind ja mehr als sechshundert Jahre Unterschied! Haben wir es bei Ihnen mit einer Reinkarnation einer Seele, in einem neuen Körper, zu tun?

– Ich weiß nicht, aber im Buch decken sich auch alle Namen der Mitglieder dieser Familie mit den unseren. Es ist wie verzaubert. Manchmal denke ich, dass die Reinkarnation Wirklichkeit ist, aber versteckt in uns mit Erinnerungen an Personen, die vor uns gelebt haben.

– Haben Sie schon mit Jemandem über diese Zusammenhänge gesprochen?

– Noch nicht, bis jetzt wissen drüber nur meine Frau und Sie.

– Wie lange hat diese Familie gelebt, steht darüber etwas in diesem Buch?

– Bis zu meinem Tod.

– Entschuldigung – bis zum Tod meines Doppelgängers. Das Buch endet mit seinem Tod.

– Das haben Sie sicher nicht erwartet. Nur im Mittelalter haben die Leute so kurz gelebt und Seuchen haben die halbe Menschheit in Europa dahingerafft.

– Ganz sicher bin ich mir da nicht. In einer Woche werde ich Geburtstag haben, ich werde dann so alt sein wie mein zweites Ich. Und wenn ich das als Vorhersage nehme, dauert es nicht mehr lange und man trägt mich zu Grabe.

– Kompletter Unsinn Herr Król. Ich kann das nicht glauben. Die ganze Geschichte ist für mich zu unwahrscheinlich. Irgendjemand will sich da einen schlechten Scherz mit Ihnen machen!

– Damit haben Sie nicht Recht. Experten haben das Buch eingehend überprüft und sind zur Feststellung gelangt, dass es sich eindeutig um ein Original handelt.

– Und wie endete das Leben Ihres Doppelgängers im Buch?

– Er starb bei einem Duell.

– Aber heutzutage finden doch keine Ehrenhändel mehr statt. Dazu, mit wem wollen Sie sich auch duellieren?

– Mein zweites Ich duellierte sich mit einem Höfling, es ging da um die Tugend seiner Schwester. Sie ist, wie man das früher gesagt hat, gezwungen gewesen dem Edelmann zu Willen zu sein. Das ist nicht ohne Folgen geblieben. Sie wurde schwanger und als ihr Zustand sichtbar war, aus der damaligen Gesellschaft verbannt.

– Und wie war dann ihr weiteres Leben?

– Das weiß ich nicht denn laut Buch habe ich ja das Duell nicht überlebt.

– Ja gut, aber der Autor dieses Buches hat ja sicherlich noch etwas über das weitere Schicksal der Familie geschrieben?

– Leider nicht, der Schriftsteller im Mittelalter war auch das zweite Ich. Er wurde im Duell verwundet und starb an den Folgen der Verletzung.

– Das bedeutet, dass über das weitere Schicksal Ihrer Schwester nichts bekannt ist. Aber haben Sie überhaupt eine Schwester? Wenn ja, wissen Sie ja sicherlich wie und wo sie jetzt lebt?

– Ja, sie ist in Amerika, verheiratet und hat drei Kinder.

– Dann ist ja alles in Ordnung.

– Ja und nein. Sie ist während des zweiten Weltkrieges von einem deutschen Offizier vergewaltigt worden. Ich kenne seinen Namen, er lebt noch. Auch er ist Segler. Das erste Mal sah ich ihn auf der gleichen Mole wo auch Sie mit Ihrer Yacht angelegt haben. Er kam mit seinem eigenen Schiff, es hat den Namen „VON“. Leider blieb er nur eine Nacht, am nächsten Tag ist er ausgelaufen. Aber sicherlich wird er wiederkommen. Unser Hafen ist ein idealer Punkt in verschiedene Richtungen zu segeln, also warte ich auf ihn und in der Zwischenzeit fange ich Fische.

– Aber diese Geschichte ist doch schon lange vorbei. Was wollen Sie denn dem Besitzer der „VON“ sagen?

Herr Król hat lange nichts erwidert, vermutlich hat er nachgedacht, wie er mir das erklären könnte. Endlich setzte er mit leiser und entschlossener Stimme fort:

– Bitte lachen Sie mich nicht aus. Ich will mich, wie auch mein Vorgänger in dem besagten Buch mit diesem Mann duellieren. Und wenn in seinen Adern nur

ein Tropfen blaues Blut fließt, muss er mir Revanche geben. Gleich werde ich Ihnen etwas zeigen – schnell erhob er sich aus dem Sessel und ging ins Nebenzimmer.

Träumte ich das alles oder war mir der Wein schon zu Kopfe gestiegen? War Herr Król überhaupt normal? Nach so vielen Jahren wollte er die Ehre seiner Schwester wiederherstellen und das mit Hilfe eines Duells? Warum erzählte er mir das eigentlich? Andererseits, wie fantasievoll? Vielleicht eine Verrücktheit? Bis dahin konnte ich mir das nicht erklären und ich war nicht überzeugt von der Verbindung der beiden Familien. Warum zeigte er mir nicht dieses Buch.

Aber weiterhin bin ich nicht von einer Verbindung zwischen diesen beiden Familien überzeugt.

Der Gastgeber kehrt zurück und trägt ein Kästchen aus Mahagoni unter dem Arm. Er stellt es vorsichtig auf den Tisch, trinkt seinen Wein aus und spricht:

– Bitte sehen Sie sich das an – er hebt den Deckel des Kästchens und zum Vorschein kommen zwei alte Duellpistolen, in grünen Samt gebettet.

– Wunderschöne, einmalige Stücke – bemerke ich begeistert. Die haben sicher eine schöne Stange Geld gekostet. Das sind ja Museumsstücke.

– Die haben gar nichts gekostet. Sie sind ein Erbstück, das einzige was mir von meinen Eltern blieb. Ich wusste lange nicht was ich damit machen sollte. Erst jetzt, nach dem Studium dieses Buches, weiß ich wofür ich sie verwenden werde.

– Aber laut diesem Buch sind Sie, wie Sie sagen, im Duell gefallen und wissen nichts über das weitere Schicksal Ihres Gegners. Das bedeutet, dass Ihnen das ganze Duell nur die Satisfaktion Zielen und Schiessen gibt und sonst nichts. Ist das eigentlich sinnvoll?

– Und wenn ich jetzt falle, werde ich auch nicht sicher wissen was mit meinem Gegner wird. Aber Sie werden es erfahren.

– Ich? – habe ich erstaunt geschrieen.

– Ja! Ich möchte, dass Sie mein Sekundant sind, ja, ich bitte Sie darum.

– Sekundant? Wie stellen Sie sich das vor? Ich soll mit Ihnen warten bis die Yacht „VON“ auftaucht? Mitspielen bei einer Jagd? Sie wollen sich im dritten Jahrtausend noch duellieren? Macht das heutzutage überhaupt noch Sinn? Aber sagen Sie, warum haben Sie gerade mich ausgewählt?

– Weil Sie Pole sind. Ehre steht für Polen immer noch an erster Stelle, auch für mich. Und außerdem werde ich Sie zu meinem Erben einsetzen. Morgen gehen wir zum Notar. Ich bin sehr begütert. Meine Schwester will überhaupt nichts von mir. Sie ist der Meinung, ich sollte wenigstens einmal im Leben etwas Gutes tun und alles einem Kinderheim hinterlassen.

– Und das sollten Sie wirklich! Mit der Erbschaft können Sie mich nicht ködern als Gegenleistung für die Hilfe bei einem so verrückten Duell. Sekundant, das ist in meinen Augen nichts Anderes als Helfer zu sein bei einem Mord. Ihr Gegner, da bin ich ganz sicher, wird uns nur auslachen, im schlimmsten Fall kann er sogar die Polizei einschalten.

Król antwortet darauf nicht, er senkt den Kopf und ist still. Irgendwie tut er mir Leid.

Langsam ist es Zeit für mich für die Einladung zu danken und zu gehen. Andererseits wäre es nicht schlecht diesen Herrn „VON“ vorzuwarnen. Mir bleibt noch die Hoffnung, dass er überhaupt nicht auftaucht. Ich werde bleiben, riskieren kann ich ja nichts dabei.

Außerdem bin ich jetzt selbst neugierig wie sich diese Angelegenheit weiter entwickelt.

– Wissen Sie was – Król hebt den Kopf und ich setze fort – ich bin mit Ihrem Vorschlag einverstanden, aber ich sage Ihnen gleich, er ist verrückt. Ich werde bleiben, aber nur die sechs Tage bis zu Ihrem Geburtstag. Zeigt sich Herr „VON", bin ich Ihr Sekundant. Kommt er bis zu diesem Termin nicht, gratuliere ich Ihnen zu Ihrem Geburtstag und segle weiter.

– Einverstanden! – freut sich Herr Król – und es versteht sich von selbst, dass Sie in dieser Zeit mein Gast sind.

– Gut, aber noch ein kleiner Einwand. Ich will die Erbschaft nicht, nur das Buch, diese einmalige Rarität, die ja, so meine ich, der Grund für all das ist.

– Aber sicher – stimmt er mir zu – ich denke, dass mein Gegner innerhalb dieser Frist auftauchen wird.

Ich erhebe mich aus dem Fauteuil, für heute reicht es mir, ich fühlte mich wie in einem Zauberkreis gefangen, dieser Salon, der Wein und noch dazu seine Erzählung.

– Es ist Zeit für mich – sagte ich.

Neuerlich gehen wir durch das lange Vorzimmer, es erscheint mir jetzt noch dunkler als vorher. Die Hausfrau zeigt sich nicht mehr. Król sperrt sämtliche Schlösser auf, öffnet das Tor und verabschiedet sich. Ich finde mich wieder auf dem Domplatz. Es ist schon sehr spät, Stille hat sich in dem Labyrinth der kleinen Gassen ausgebreitet. Während ich mich in Richtung Hafen bewege, höre ich plötzlich das mir schon bekannte Klappern von Holzpantoffeln. Ich wende mich um. In der Gestalt, die auf mich zukommt, erkenne ich sofort Króls Frau Mathilda.

– Oh, so weit muss ich hinter Ihnen herlaufen!

– Ist was passiert? Ja und nein. Ich muss mit Ihnen sprechen. Król hat Ihnen doch sicherlich seine ganze Geschichte erzählt?

– Ja.

– Das ist gut, helfen Sie ihm?

– Ja, ich werde sein Sekundant sein. Ist das nicht ein bisschen verrückt?

– Sie haben sich also überreden lassen?

– Was ist mir anderes übrig geblieben? Ich verliere ja nichts. Zeit habe ich genug, allein die Stadt Otranto ist schon das Hierbleiben wert. Und was den Gegner von Król betrifft, so wird er wahrscheinlich gar nicht kommen.

– Aber Sie wissen ja gar nicht alles. Gehen wir um die Ecke, da steht eine alte Bank, dort können wir uns niedersetzen und ich erzähle Ihnen noch den Rest.

– Frau Mathilda, ich bin erstaunt wie gut Sie unsere Sprache beherrschen und dazu Ihr italienischer Akzent, das gibt dem Ganzen noch ein besonderes Kolorit. Darf ich fragen wer Ihr Lehrer war?

– Mein Mann, Herr Król, und aus Liebe zu ihm habe ich sehr schnell gelernt.

Wir sind zu einem Haus gekommen, vor dem eine steinerne Bank steht, ein verschwiegenes Versteck für Verliebte. Wir setzen uns. Das Licht einer Laterne, das auf das Gesicht von Mathilda fällt, beleuchtet zart römische, aristokratische Züge. In ihrer Jugend ist sie sicherlich eine interessante Schönheit gewesen.

Mathildas Erzählung:

Wissen Sie, ich habe Król kennen gelernt, als er im zweiten Weltkrieg mit der polnischen Armee in meine

Heimatstadt gekommen ist. Bis heute erinnere ich mich wie er in einem offenen amerikanischen Jeep gesessen ist. Wir haben die Soldaten mit Blumen und Wein begrüßt. Als ich mit meinem Krug Wein zu seinem Auto gelaufen bin, hat er gebremst und in seiner Sprache irgendetwas gesagt. Für mich war sie so melodiös wie die unsere, nur voll von gezischten Lauten. Gedacht habe ich, so also klingt die englische Sprache.

Er hat seinem Helm vom Kopf genommen, lachte und griff nach dem Krug. Er kostete einen Schluck und rief dann – molto buono. Si, si – bestätigte ich und nickte mit dem Kopf und beide begannen wir zu lächeln. Er war gut aussehend und sofort habe ich mich in ihn verliebt. Für die ganze Stadt war er der Held. Haben Sie das Kreuz gesehen, das an seiner Brust hängt? Er hat es als Dank für die Rettung des Klosters, hoch oben auf dem Berg, vom Abt geschenkt bekommen. Nach einigen Tagen sind die Befreier dann weiter gezogen, mit ihnen Król, aber die Liebe zu ihm ist in mir geblieben. Beim Abschied hat er mir versprochen, dass wir einander wieder sehen werden.

Der Krieg ist zu Ende gegangen und wirklich, er ist zurückgekommen, zu mir. Die ganze Bevölkerung hat ihn freudig begrüßt, der Prior hat als Dank für unser aller Errettung in der Klosterkirche eine Messe gelesen. Wir konnten von einander nicht mehr lassen und schon bald waren wir verheiratet. Król war voll Leben und hat es nie lange an einem Ort ausgehalten. Deshalb haben wir uns eine Yacht gekauft und sind die ganze Umgebung abgesegelt. Immer hat er etwas Neues gesucht, er konnte den Krieg nicht vergessen und von einem Tag auf den anderen hat er zu schreiben begonnen. Damals waren wir gerade in Otranto und

beschlossen endgültig hier zu bleiben. Liebe hat es in unserem Leben viel gegeben, Kinder sind uns leider versagt geblieben.

Er hat Ihnen sicher auch von seiner Schwester erzählt. Wissen Sie, dass sie seine erste große Liebe gewesen ist? Sie ist von seiner Familie adoptiert worden, sie ist älter als er. Er war schon immer in sie verliebt und ist es vermutlich auf irgendeine Art und Weise noch bis heute. Sie hat seine Gefühle aber niemals erwidert. Im Krieg ist sie auch nicht vergewaltigt worden, wie er Ihnen erzählt hat. Sie hat sich in einen deutschen Offizier aus guter Familie verliebt, diese Liebe war gegenseitig. Leider wurde er an die Ostfront verlegt und ist dort in Gefangenschaft geraten. Nach Jahren hat er sie wieder gefunden doch da war sie schon in den Vereinigten Staaten. Für meinen Mann war der Offizier immer der Feind und noch dazu sein Rivale.

Einige Jahre nach dem Krieg hat sich Król mit seiner Schwester an der französischen Riviera getroffen. Dorthin ist er mit seinem Schiff gesegelt aber später war dann der Kontakt zwischen den beiden unterbrochen. Warum? Das ist mir bis heute immer noch ein Rätsel.

Vor einem Jahr hat Król mir erzählt, dass er an einem Bestseller schreibt. Wissen Sie eigentlich, dass dieses Buch, diese so genannte einmalige Rarität, von der er immer wieder spricht, überhaupt nicht existiert? Aber vielleicht habe ich mich nicht ganz klar ausgedrückt, dieses Buch existiert nur in seinem zukünftigen Bestseller. Und warum? Es wird für das Duell gebraucht. Mit seinem Tod will er Reklame für sein Buch machen. Er ist davon überzeugt, dass es in Millionen Exemplaren verlegt werden wird, und damit

wird er dann im Gedächtnis seiner Nachwelt erhalten bleiben. Ständig pflegt und reinigt er seine Pistolen, sie sind ebenfalls ein Geschenk vom Prior. Ich glaube schon, dass diese Pistolen erst das Unglück über uns gebracht haben. Angeblich sind sie noch aus napoleonischer Zeit. Wie viele Leute haben durch sie schon den Tod gefunden?

Ich weiß wirklich nicht wie ich ihn vor sich selbst schützen kann. Was sucht er denn noch? Er hat doch in seinem Leben so viel erreicht. Können Sie das, als sein Landsmann, verstehen?

Mit seiner Schwester habe ich mich schon in Verbindung gesetzt, sie hat zugesagt zu kommen. Ich bitte Sie bei diesem Treffen auch anwesend zu sein. Und das ist alles.

Ihre Erzählung berührt mich sehr. Das Buch, diese einmalige Rarität ist mir von Anfang an als Fantasie erschienen. Aber bis jetzt ist mir unbegreiflich was Król mit seinem Tod bewirken will. Dass sein Buch ein Bestseller werden könnte, ist durchaus im Bereich des Möglichen. Gerade heutzutage verkaufen sich Sensationen besonders gut.

– Gut, Frau Mathilda – unterbreche ich unser Schweigen – Gerne werde ich mich mit seiner Schwester treffen und vielleicht gelingt es uns dann gemeinsam Ihren Mann von seinem Selbstmord abzuhalten. Anders kann man das ja nicht bezeichnen. Aber jetzt ist es wirklich schon sehr spät, ich begleite Sie noch nach Hause. Ich weiß gar nicht wo ich mich jetzt befinde, wie komme ich von hier zurück aufs Schiff?

– Ganz einfach, Sie sind nahe am Hafen. Am Ende der Straße biegen Sie nur nach rechts ab. Ich gehe allein zurück, Król hat mich sicher noch nicht vermisst,

wahrscheinlich schreibt er wieder die ganze Nacht. Ich sehe Sie morgen zum Pranzo, für heute gute Nacht.

Sie dreht sich um und wieder höre ich das Klappern ihrer Holzpantoffel. Was hat sie beim Abschied gesagt? Pranzo, ist das hier das Mittagessen? Bald bin ich bei meinem Boot. Sofort krieche ich in die Koje und bin gleich darauf eingeschlafen.

Ein frischer Wind weckt mich, er hat den intensiven Geruch nach Meer. Mit einer Tasse Kaffee in der Hand lasse ich mich im Cockpit nieder. Król ist schon auf seinem üblichen Platz. Als er mich sieht, steht er auf, zieht etwas aus der Tasche und kommt zu mir.

– Guten Tag – höre ich – das ist etwas zum Frühstück von Mathilda. Er gibt mir ein Päckchen. – Haben Sie gut geschlafen?

– Danke, kurz aber gut. Heute ist guter Wind zum Segeln.

– Aber Sie haben versprochen zu bleiben!

– Ja, ja, ich bleibe hier – und denke: du armer Narr.

– Mathilda kocht etwas ganz Spezielles für uns zum Mittagessen. Ich warte auf Sie, wir gehen dann gemeinsam nach Hause.

Król ist in der Stadt bekannt, jeder Zweite grüßt und wechselt ein paar Worte mit ihm. Und so kommen wir nur langsam weiter.

– Ich sehe, hier kennt Sie jeder – meine ich.

– Ja, und sie mögen mich sogar. Es lebt sich gut mit ihnen. Vor Jahren war die Mehrheit von ihnen noch Fischer. Damals traf man noch keine Touristen und jetzt wälzen sie sich abends in Massen durch die Altstadt. Sie sollten einmal im Winter herkommen. Stille und Frieden und ein angenehmes Klima hier unten am italienischen Stiefel.

Wissen Sie eigentlich, dass mich meine Schwester besuchen wird. Nach so vielen Jahren ohne Kontakt plötzlich diese große Sehnsucht?

– Warum wundern Sie sich darüber, Sie sind doch mit einander verwandt.

Wir kommen nach Hause, das Tor öffnet sich wie von Geisterhand und Mathilda begrüßt uns mit einem Lächeln auf ihrem Gesicht.

– Oh, ihr seid aber pünktlich. Sehr gut, alles ist fertig.

Während des Essens flüstert sie mir ins Ohr: die Schwester ist schon in Otranto. Abends werden wir uns mit ihr treffen. Ich hole Sie ab.

Nach dem Essen verabschiede ich mich rasch, ich wollte, wie hier üblich Siesta halten um den versäumten Schlaf nachzuholen. Als die Sonne dann den Horizont küsst, werde ich durch ein Klopfgeräusch geweckt. Ich stecke den Kopf heraus, Mathilda steht auf der Mole.

– Sind Sie eine Schlafmütze! – höre ich.

– Das war ich schon immer. Aber bitte, kommen Sie nur an Bord, ich bin gleich fertig.

Während ich mich anziehe, höre ich Mathilda eine Melodie summen, sie erinnert mich an irgendetwas, aber woran? Ich klettere aus der Kabine und sage:

– Haben Sie aber heute gute Laune.

– An Bord einer Yacht habe ich noch immer gute Laune gehabt. Und gesummt habe ich auch bei Gewitter. Das ist so irgendein innerer Drang, der mich vielleicht vor Seekrankheit geschützt hat.

– Das muss ich bei nächster Gelegenheit auch probieren. Gehen wir?

– Ja, ins Hotel. Christina, die Schwester von Król, wartet sicher schon ungeduldig auf uns.

Das Hotel ist nicht weit entfernt. An der Rezeption teilte man uns mit, dass wir im Appartement im zweiten Stock erwartet werden. Schon auf der Schwelle wirft sich Mathilda der Frau, die uns die Tür öffnete, an den Hals, erst nach einigen Sekunden können wir eintreten. Mathilda stellt mich vor.

– Das ist der Herr, von dem ich Dir am Telefon erzählt habe, Deines Bruders Sekundant. Ich nicke – Bitte nehmen Sie Platz, der Kellner wird gleich die Getränke bringen, ich habe schon etwas bestellt. Mathilda, Du hast Dich seit unserem letzten Treffen, und das liegt schon einige Jahre zurück, überhaupt nicht verändert. Wie machst Du das nur?

– Willst Du damit sagen, dass ich nicht älter geworden bin. Das kommt Dir nur so vor. Die Jahre vergehen und der Lebensfaden wird immer dünner.

– Ja, damit hast Du Recht. Aber besser wir reden von etwas Anderem. Dein Anruf hat mich beunruhigt, darum bin ich so rasch gekommen. Was ist wirklich mit meinem Bruder los? Du, als seine Frau weißt am besten, dass er in seinem Leben schon viel Verrücktes gemacht hat. Sein Kopf war immer voll neuer Ideen und so hat er auch sein Leben gestaltet. Aber ein Duell mit Gerhard, meiner ersten großen Liebe? Das ist der Gipfel seiner Verrücktheiten. Hat er nicht jemanden anderen finden können?

– Leider nein Christina. Nur diese eine Person. Und Deine alte Liebe passt zum Thema des Buches, das er gerade schreibt. Er will unbedingt, dass dieses Buch ein Bestseller wird. Dieser Herr da ist Zeuge für all das, was ich Dir erzähle. Aber lass mich alles ab Beginn schildern, vielleicht verstehst Du dann besser.

Christina hört aufmerksam zu, nur von Zeit zu Zeit zieht sie die Augenbrauen in die Höhe. Sie ist eine sehr

gepflegte Frau. Der Schnitt ihrer Augen, das schmale Gesicht und Grübchen in den Wangen betont ihr hübsches Aussehen. Langsam geht Mathildas Erzählung zu Ende. Christina bleibt lange stumm, sie denkt nach und stelle dann fest:

– Wisst Ihr, ich bekomme immer mehr den Eindruck ungewollt Darsteller in einem Drama zu sein. Und je älter ich werde, umso mehr habe ich das Gefühl, dass die ganze Welt nur Theater ist. Und welche Rollen wir spielen, und auch meinen Part, das ist schon vor langem und ohne unser Zutun entschieden worden. Ich versuche das nur auf meine Art zu erklären. Aber Mathilda, Dich betrifft es ja auch.

Christinas Erzählung:

Dass wir Stiefgeschwister sind, das wisst Ihr ja. Król's Eltern, lange ohne eigene Kinder, haben mich adoptiert. Als ich sieben Jahre alt war, hat meine Stiefmutter doch noch einen Sohn, Georg, zur Welt gebracht. Die Eltern waren über alle Maßen glücklich, und ich, sehr enttäuscht. Denn ihre ganze Liebe haben sie nun auf den Sohn übertragen. Lange habe ich gebraucht mich damit abzufinden. Ich war eifersüchtig und unglücklich, in mir eine plötzliche Leere, die sich noch vertiefte, als ich davon erfuhr nur ein Adoptivkind zu sein. Die Stiefeltern wollten mich wirklich nicht kränken als sie mir das eröffneten. Sie dachten, dass ich das sowieso irgendwann erfahren müsste. Vielleicht war der Zeitpunkt noch zu früh? Ich weiß es bis heute nicht.

Der Krieg ist für mich sehr plötzlich gekommen. Zu dieser Zeit habe ich einen langen Urlaub gemacht,

nach der Matura bereiste ich europäische Hauptstädte. Zuletzt war ich gerade in Berlin, damals eine verrückte und verspielte Stadt – das europäische Kabarett. Probleme, mit den Leuten in Kontakt zu kommen, bestanden nicht, meine Deutschkenntnisse waren ganz gut. Überall wurde ich eingeladen, ich war die Attraktion der Saison. Und ich habe mich köstlich amüsiert. Nur manchmal, nach verrückten, durchtanzten Nächten ist mir der Gedanke gekommen, dass meine Altersgenossen alles und sofort erleben wollten, so als sollte alles in Kürze ein abruptes Ende haben.

An einem dieser Abende habe ich Gerhard, meine erste große Liebe kennen gelernt. Er war der Grund, dass ich mich in Berlin zu bleiben entschied. Dort wollte ich studieren. Aber ein Anruf von zu Hause zwang mich zur sofortigen Rückkehr. Das Damoklesschwert des Krieges hat schon über Europa gehangen. Gerhard wollte unbedingt, dass ich bleibe. Er dachte all das wäre nur Propaganda und zu einem Krieg würde es nicht kommen.

Ich verabredete mich mit ihm in Polen und fuhr weg. Er versprach bald nachzukommen um meine Eltern kennen zu lernen und dann wäre Zeit genug in Ruhe über die Zukunft nachdenken.

Er ist wirklich gekommen, aber in der Montur der Eroberer. Wir konnten uns nur im geheimen treffen. Niemand in ganz Polen, geschweige denn in unserem Bekanntenkreis hätte mich gerader zu diesem Zeitpunkt verstanden, Georg hat in ihm den Feind schlechthin gesehen. Gerhard schlug mir vor wir sollten heiraten, aber wie konnte ich ihm mein Jawort geben, wenn ich mit ansehen musste, was seine Landsleute bei uns getrieben haben. Binnen kurzem wurde

Gerhard weiter nach Osten versetzt, sein Name und seine Abstammung konnten ihn davor auch nicht bewahren. Georg, der wusste, dass ich nur seine Stiefschwester war, begann mich zu hofieren. In diesem Moment habe ich das gebraucht, ich fühlte mich innerlich so allein gelassen.

Nach Jahren, als ich mich an der Côte d'Azur mit Georg wieder getroffen habe, hat er mir gestanden, dass er mich immer geliebt hat. Er kam damals mit seiner Segelyacht und ohne Dich, Mathilda. Es war ein Zusammentreffen zweier verlorener Seelen in einem fremden Land. Ihnen ist das sicher nicht fremd. Verplauderte Nächte in Erinnerung an vergangene Zeiten, die langsam immer mehr verblassten.

Damals hat Georg schon Geld gehabt, mit dem Schreiben hat er gut verdient. Beim Sonnenuntergang, der einen magischen Zauber auf uns ausgeübt hat, rezitierte er seine Verse. Es war so romantisch, ich habe darüber alles vergessen.

Meine Abreise habe ich immer wieder verschoben, in Briefen an meine Familie habe ich erklärt, dass ich mich um meinen Bruder kümmern müsste. Wir sind gesegelt…

An Georgs ersten Kuss erinnere ich mich bis heute, er hat von verlorenen Zeiten gesprochen, die wir jetzt nachholen sollten. Ihr wisst, wie suggestiv er sprechen kann? Er hat mich total in seinen Bann gezogen, und ich muss Dir etwas beichten Mathilda, es fällt mir auch heute noch sehr schwer darüber zu reden, er hat mich verführt, und ich habe mich ihm hingegeben.

Ein schwerer Fehler meinerseits, denn dadurch habe ich ihm die Hoffnung gegeben ihn auch zu lieben. Aber das waren keine echte Liebe, nur magische

Stimmung und Illusionen, und die Melodie der Wellen. Es ist mir bewusst, dass es jetzt viel zu spät für eine Entschuldigung ist. Eine Entschuldigung, die ich mir gerade von Dir erbitte, Mathilda.

Ich bin dann davongelaufen, zurückgekehrt zu meinem Mann und meiner Tochter. Aber eine unauslöschliche Erinnerung ist mir von dieser Nacht geblieben, ich habe einen Sohn geboren. Mein Mann, von all dem nichts ahnend, war glücklich und stolz über diesen Sohn.

Selbstverständlich habe ich Georg davon in Kenntnis gesetzt, sofort wollte er diesen Sohn zu sich nehmen. Aber damit konnte ich nicht einverstanden sein, ich liebe meinen Mann von ganzem Herzen, meine Ehe konnte und wollte ich nicht aufs Spiel setzen.

Jetzt habe ich Euch alles gebeichtet und ich muss sagen, mir ist ein Stein vom Herzen gefallen. Morgen werde ich mit Georg sprechen, er muss mich verstehen. Und Du, Mathilda, mach' Dir bitte keine Sorgen. er wird sicher seinen Entschluss ändern.

– Nach dieser Eröffnung wollen Sie sicher unter sich bleiben – waren meine Worte. Meine Verpflichtung als Sekundant hat sich, so denke ich, damit erledigt. Ich wünsche Ihnen, Frau Christina, dass Sie bei ihrem Bruder Erfolg haben werden und er von seinem irrwitzigen Plan abrückt. Sollten Sie mich noch brauchen, Sie finden mich jederzeit auf meiner Yacht.

– Was, auch Sie sind Segler?

– Ja.

– Vielleicht komme ich Sie auf dem Schiff besuchen.

– Sie sind herzlich eingeladen. Jetzt aber möchte ich mich verabschieden – und gehe.

Endlich habe ich Król verstanden. Er will mit seinem Buch, von dem er rechnet, dass es ein Bestseller wird, Vorkehrungen treffen und die Früchte seiner Arbeit seinem Sohn hinterlassen. Aber ob dieser Sohn das je verstehen wird? All das gibt viel nachzudenken, besonders über unsere Rollen, die wir auf dieser Bühne des Lebens zu spielen haben. Ich habe das Gefühl, dass ich meine bis jetzt gut gespielt habe. Aber, ob das bis zum Ende so bleibt, wird sich noch zeigen.

Der Termin für meine Weiterreise war mit dem Versprechen, das ich Król gegeben hatte, verbunden. Also noch zwei Tage, die werde ich abwarten, vielleicht braucht er mich doch noch.

Die letzten Tage laufen sehr schnell. Im Hafen legen viele Yachten an, die „VON“ ist, wie ich vermutet habe, nicht dabei.

Am dritten Tag werde ich lossegeln. Am Morgen gehe ich noch um frisches Obst und Brot. Auf einem Ständer springt mir dann Króls Bild in einer Zeitung ins Auge, darüber steht das Wort „MORTO“. Ermordet, sofort kaufte ich die Zeitung und laufe damit ins Kaffeehaus. Dort kann mir ein Kellner sicher den Artikel übersetzen. Ich bestelle mir Kaffee und Grappa, bin aufgeregt und zeige dem Ober die Zeitung.

– Ja, das ist eine große Tragödie – äußert er sich. Es ist unser Schriftsteller. Er wurde in seinem Weingarten zwischen Weinstöcken ermordet aufgefunden. Man sagt, dass er sich noch mit einer alten Pistole gewehrt hat. Aber ausgeraubt wurde er nicht. Neben ihm lag noch das Manuskript für sein neues Buch, mit Titel „KRÓL“. In der Zeitung schreibt man, dass es das Tagebuch seines Lebens wäre. All das ist sehr verwirrend. Sogar die Polizei weiß nicht was sie von all dem

halten soll. Schade um diesen Menschen, wir haben ihn alle sehr gemocht. Wissen Sie, dass auch er Segler war?

Nachdenklich trinke ich aus und verlasse das Lokal. Król's Rolle ist also beendet. Innerlich verbeuge ich mich vor ihm. Der Vorhang im Theater seines Lebens ist gefallen. Und auf uns andere warten schon neue Rollen. Morgen segle ich endgültig ab.

Abends bereite ich mir mein Essen an Bord zu. Auf sein Wohl öffne ich eine Flasche Rotwein, einerseits um beim Trinken nachzudenken, andererseits um zu vergessen. Ich erhebe das Glas, blickte hindurch und hörte plötzlich Król's Worte: rubinrot, wie Blut.

Plötzlich schrecke ich aus meinen Gedanken auf, etwas ist auf Deck gefallen. Ich steige aus der Kajüte. An Deck liegt ein Päckchen an dem noch ein Brief befestigt ist.

Träume ich? Wiederholt sich die Geschichte? Der Brief ist an mich gerichtet, ich erkenne Króls Handschrift. Ungeduldig öffnete ich ihn und beginne zu lesen:

„Mein lieber Landsmann und Sekundant!

Ich danke Ihnen, dass Sie Wort gehalten haben. Wenn Sie dieses Päckchen in Händen halten, weile ich nicht mehr unter den Lebenden.

Die Prophezeiung in dieser einmaligen Rarität von Buch hat sich also wirklich erfüllt. Mein Versprechen habe ich mit dem Inhalt dieses Päckchens auch eingehalten. Ich wünsche Ihnen noch viele Meilen auf eigenem Kiel".

Ein Brief aus dem Jenseits. Also hat ihn nichts und niemand vor sich selbst bewahren können. Das Paket enthält sicher das Manuskript seines Buches. Mo-

mentan habe ich aber keine Lust es zu öffnen. Etwas vollkommen Neues werde ich darin nicht finden. Er ist umgekommen, hatte aber keine Möglichkeit mehr zu schreiben wer es getan hat.

Aber wer weiß? Neugierig beginne ich dann doch das Päckchen zu öffnen. Zuerst schneide ich die Schnur durch, dann ziehe ich den Inhalt aus der dikken Verpackung. Und halte plötzlich das Original des Buches aus dem Jahre 1460 in Händen.

REMINGTON

An einem Tag wie diesem konnte alles Mögliche passieren. Angefangen hat es damit, dass ich mich verschlafen hatte. Dann verbrannte der Toast zu Kohle, die Espressomaschine gab ihren Geist auf, und zu allem Überdruss schnitt ich mich noch beim Rasieren zwei Mal. Auf dem Weg ins Büro war ich böse auf alles und alle. Aber im Autobus war meine gute Laune wieder da als ich einen Mann sah, gebaut wie ein Kleiderschrank. Der Arme, offensichtlich noch ziemlich verschlafen und in großer Eile, hatte er sein Sakko samt Kleiderbügel, dessen Haken jetzt aus dem Kragen hervorstand, angezogen.

Die Stunden im Büro vergingen ohne weitere Überraschung, außer dass der Computer drei Mal abstürzte. Abends war ich dann, wie meistens, mit Kollegen in der Bar. Erst spät in der Nacht brach ich nach Hause auf. Der Mond wackelte am Himmel ziemlich und ich sah zu meinem Erstaunen, dass die Häuser an der Straße keine geraden Ecken hatten und die windschiefen Hausmauern nur durch die Regenrinnen abgestützt wurden. Die Glocken der nahe gelegenen Kirche läuteten Mitternacht ein als ich zu einem Haus kam, wo ich zufällig, aber jetzt würde ich das nicht mehr so sagen, eine unerwartete Begegnung hatte. Irgendetwas fiel aus einem offenen Fenster vor meine Füße. Ich verlor das Gleichgewicht, fiel um, schlug mit dem Kopf auf die Gehsteigkante und sah Sterne vor

meinen Augen. Oder waren die Sterne die Augen einer Katze? Sie stand vor mir und starrte mich an. In ihren Augen las ich die Frage:

– Du Armer, ist alles in Ordnung mit Dir?

Als ich wieder zu mir kam, zeigte sich ein Mann an einem Fenster im Hochparterre, und entschuldigte sich. Ich war wütend, beide Hände aufgeschürft und eine Beule am Kopf. Als er mich bat ihm seinen Ausreißer zurück zu bringen, hätte ich ihm liebend gern deutlich meine Meinung gesagt aber der Anblick seiner grauen Haare bremste mich in letzter Sekunde.

Noch benommen, stand ich mit großer Mühe auf, hatte aber das Gefühl weiter am Boden zu liegen. Ich bückte mich, nahm das Tier auf den Arm und kurz darauf standen wir vor der Wohnungstür des Besitzers.

Die Tür wurde geöffnet. Kurz konnte ich den Namen auf dem Türschild lesen. Der Name war mir nicht unbekannt. Ich erinnerte mich von dem Besitzer der Katze schon irgendwann einmal gehört zu haben. Aber wann und wo und in welchem Zusammenhang? Durch meine, immer stärker werdenden Kopfschmerzen wollte es mir aber im Moment nicht einfallen.

Auf der Türschwelle stand ein großer, etwas gebückter Mann, der mich vollkommen ignorierte, er begann auf die Katze einzureden:

– Bist du verrückt geworden, in deinem Alter willst du noch fliegen? Spielst du jetzt Vogel? Ist dir irgendetwas passiert?

Ich wollte ihn unterbrechen, wollte aufklären, dass mit der Katze alles in Ordnung wäre, kein Schock, keine Verletzungen. Nur ich war, wie man leicht sehen konnte, derjenige, der Schaden genommen hatte. Aber dann hörte ich eine Frage, die mich erstaunte:

– Was machen denn Sie hier? Und wie sind Sie überhaupt herein gekommen?

– Ich habe Ihnen Ihre Katze zurückgebracht – war meine Antwort, und stellte mich kurz vor.

Er blinzelte mich an und sagte mit schroffer Stimme:

– No da können Sie ja wieder gehen, jedenfalls danke für Ihre Hilfe.

Wütend drückte ich ihm das Tier in die Hand und wollte schon beleidigt weggehen aber ich war nicht im Stande mich zu bewegen. Der Mann bemerkte mein Zögern und sagte:

– Treten Sie ein und nehmen Sie kurz Platz, das ist das Mindeste um meinen Dank abzustatten, wenn ich auch an Gesellschaft schon lange nicht mehr gewöhnt bin.

Ich verstand im ersten Augenblick nicht was er mir schuldig zu sein glaubte. Aber fragen wollte ich diesen alten Kauz auch nicht.

Ich folgte ihm also in ein Zimmer mit einem großen, geöffneten Fenster von wo aus die Katze vermutlich ihre abenteuerliche Reise gestartet hatte. An den Wänden Regale, voll mit Büchern, daneben ein Schreibtisch, darauf eine alte Schreibmaschine. Ein Blatt Papier war eingespannt in Erwartung irgendeines Anfanges. In der Mitte des Raumes stand ein altmodischer, etwas abgewetzter Fauteuil. Vermutlich hatte der Alte die meiste Zeit darin verbracht. Auf einem Tischchen daneben standen eine Flasche Whiskey und ein Glas. Er lud mich ein auf einem Drehstuhl hinter dem Schreibtisch Platz zu nehmen. Ungefragt bekam ich ein Glas Whiskey und führte es sogleich mit zitternder Hand zum Mund. Mit einem Schluck war es ausgetrunken. Mein Adrenalinspiegel normalisierte sich langsam wieder.

Das weiße, in der Maschine eingespannte Blatt ließ mir aber keine Ruhe. Neugierig klappte ich es nach vor. Dahinter sah ich große gelbe Buchstaben auf dem alten Ding. Ich las „REMINGTON“.

– Oh, ich sehe, sie interessieren sich für sie. – hörte ich. Wissen Sie, dass diese alte Maschine, die so einsam vor Ihnen steht, seit vielen Jahren mein ständiger Freund war? Bei der Arbeit haben wir uns so gut verstanden, dass, wenn ich die Tasten auch nur berührt habe, die Buchstaben schon am Papier standen, schneller als ich meine Gedanken in Worte fassen konnte. Jetzt steht sie nur mehr. Aber sehr oft in der Nacht habe ich das Gefühl, dass ich das Klopfen der Typen hören kann, so als wollte sie mich ermutigen das zu tun, was ich eigentlich seit langem nicht mehr mache und auch nicht mehr machen möchte.

Ich blieb stumm, unbeschreibliche Schwere erfüllte mich, gegen die ich nicht ankam. Die Gegenstände im Raum begannen in einem, mir fremden Rhythmus zu pulsieren. Mit letzter Kraft presste ich zwischen den Zähnen ein paar Worte heraus.

– Meine Eltern haben auch so eine REMINGTON gehabt. Aber so etwas kann man heutzutage nur mehr durch Zufall auf einem Flohmarkt finden.

– Ja, da haben Sie Recht, die Schreibmaschinen wurden ganz einfach von diesen neumodischen Apparaten degradiert.

– Meinen Sie ein Laptop?

– Ja, die Jugend hämmert auf so etwas herum, hört aber nicht mehr die Melodie und den Rhythmus wenn die Typen auf dem Papier aufschlagen.

Ich war neuerlich wie benebelt, mit Mühe stellte ich noch die Frage:

– Was soll man schon hören? Am Monitor sieht man ja die tonlos eingegebenen Worte.

– Das ist eben das Problem – in diesem Moment hatte ich das Gefühl, dass alles, was er zu mir sprach, mit doppeltem Echo an meine Ohren drang – Ihr Junge könnt das nur schwer begreifen, auf so einer alten Maschine hat jeder Buchstabe seinen eigenen Ton und alle zusammen eine eigene Melodie ergeben. Schreiben auf ihr ist wie das Spielen auf einem gut gestimmten Instrument. Bis heute habe ich die verschiedenen Töne nicht vergessen. Wenn Sie mir nicht glauben, drücken Sie irgendeine der Tasten.

Nur mit großer Überwindung drückte ich auf den schwarzen Knopf mit dem Buchstaben „A“. Sofort hob sich aus dem Inneren der Maschine ein gekrümmter Arm und schlug mit Widerhall auf das leere Papier.

– Sie haben den Buchstaben „A“ gedrückt – hörte ich. Seinen Ton kenne ich noch immer sehr gut. Er ist stumm und taub, aber nur für diejenigen, die nicht in dieses Wunder einbezogen sind.

In diesem Moment, noch ohne ganz bei mir zu sein, wurde mir klar mit wem ich mich eigentlich unterhielt. Wie hatte ich das vergessen können? Vor Jahren waren die Schaufenster voll gewesen mit seinen Büchern, und überall konnte man über ihn lesen. Irgendwann ist er dann aus der Öffentlichkeit verschwunden und hat sich wie ein Eremit in einer Klause, hier in diesem Zimmer versteckt, wohin mich ein seltsamer Zufall gebracht hat.

Lange graue Haare, nach hinten gekämmt, ein Eintagebart, das Gesicht ziemlich glatt, nur drei tiefe Falten auf der Stirne, verriete nichts über sein Alter. Gerüchte erzählten, dass er sich seinerzeit in einem

anderen Land niedergelassen hätte, andere sprachen davon, dass er überhaupt von uns gegangen wäre. Aber warum hatte er sich in diese vier Wände zurückgezogen? Was kann ein Schriftsteller ohne irgendeinen Kontakt zur Welt Neues schreiben?

– Ich weiß was Sie denken. Aber es gibt eine ganze Menge von Gründen, die einen zwingen, das zu tun, was für Andere unverständlich ist. Ich habe einmal ein Buch über eine Stadt geschrieben, in der ich sehr oft gewesen bin, und die sich sehr tief in mein Gedächtnis eingeprägt hat. Einige Jahre später hat mich die Sehnsucht übermannt diese Stadt nochmals zu besuchen. Und können Sie sich vorstellen, dass sie nichts mehr gemein hatte mit der Stadt, über die ich in mein Buch geschrieben hatte. Ich habe alles gesehen wie in einem verzerrten Spiegel. Meine Erinnerungen sind mir jetzt wie ein Streich meiner Fantasie vorgekommen, und diejenigen im Buch waren die echten. Das hat mich in diesem Augenblick bewogen mich hier zurück zu ziehen denn ich wollte dem Leser keine falschen Wahrheiten auftischen. Und hier wollte ich in Ruhe über den Sinn meines Daseins nachdenken. Sehr oft, an den vielen Abenden, die ich allein mit mir verbringe, erstehen Gedanken und Rätsel, voll Nostalgie. Ich versinke in mich, grüble über die Zukunft, das Leben und den Tod. Und bis zum Einschlafen drifte ich mit einem Boot im Land der Melancholie.

Manches Mal habe ich das Empfinden, dass mein Herz stillsteht. Es ist eingeschlafen wie ein Saurier in einem langen, kalten Winter. Eingefroren in einem Land ohne Geräusche, und Traurigkeit steigt wie Rauch auf. Sehr oft meine ich vor einer ganz hohen Mauer zu stehen. Ich suche einen Eingang denn mein

ICH möchte sehr gerne die andere Seite erkunden. Und plötzlich überkommt mich dann ein Glücksgefühl über alles, was mich dort erwarten wird, und ich denke, dass dieses Warten sich nicht als vergeblich entpuppen wird. Und so gehe ich entlang der Mauer bis zum Tor hinter dem in meinen Vorstellungen Klarheit wie in der Sonne herrscht. Dort werden sich die Typen meiner Schreibmaschine wieder bewegen und Worte entzaubern „Komm jetzt! Hier warten auf Dich Anfang und Ende“.

Ich konnte hören was man zu mir sagte, aber der Schmerz in meinem Inneren war unerträglich. Ich öffnete eines meiner Augen und sah zwei Finger. Jemand bewegte sie langsam und befahl mir zu zählen. Etwas später machte ich auch das zweite Auge auf. Was bedeuteten die Gesichter, die über mich gebeugt waren? Ich lag auf etwas Hartem. Irgendetwas war unter meine Füße gelaufen. Aber das war! Und was ist jetzt? Wirklichkeit oder Traum? Ist etwas beendet worden oder hat es soeben erst angefangen? Ich hatte das Gefühl eine sehr hohe Stufe emporsteigen zu müssen, hatte aber gleichzeitig Angst vor Müdigkeit umzufallen. Eine mir unbekannte Verzweiflung zwang mich alles auszuhalten. Lag ich vielleicht im Sterben? Ich kenne wirkliche Angst, es ist die Angst vor den eigenen Vorstellungen, darum lief ich bis jetzt immer davon und verstecke mich in einer schwerelosen Stille.

Das Buch auf meinen Knien fiel zu Boden und weckte mich. Wie lange hatte ich geschlafen? Meine Träume, gemessen nach einigen Gläsern Whiskey, waren immer sehr intensiv. Ich stand auf, streichelte die Katze, sie reagierte nicht. Ich ging zum offenen Fenster, unten war irgendein Auflauf. Ein paar Leute

bückten sich zu jemandem, der auf dem Boden lag. Vielleicht ist er aus Schwäche ohnmächtig geworden? Aus Entfernung hörte man das Signal eines Rettungswagens. Es war die Stimme der Hoffnung für diejenigen, die darauf warteten, für mich war es wie ein Erwachen. Die Wirklichkeit hatte mich eingeholt. Ich drehte mich weg vom Fenster und ging zur Schreibmaschine. Ein leeres Blatt Papier wartete. Ich drückte die Type mit dem Buchstaben „R“. Die nächsten Buchstaben tauchten im bekannten Rhythmus auf. Als ich fertig war, ging draußen die Sonne auf. Ich schloss wieder die Augen und versank in einem traumlosen Schlaf.

IM NEBEL

Chaos am Londoner Flughafen Heathrow, 350 Flugzeuge am Boden festgehalten durch dichten Nebel. Tausende Passagiere warten!

Im Taxi, das mich zum Flughafen bringen sollte, überschlug sich die Stimme des Radiosprechers bei dieser Nachricht. Ich flüchtete aus London in den Süden, weg vom Nebel, der sich lautlos wie ein wildes Tier über den Boden schlich, und der auch von mir Besitz ergreifen wollte. Der Taxilenker fuhr vorsichtig. Er hielt das Lenkrad fest und murmelte etwas vor sich hin – vielleicht schimpfte er auch nur? Im Licht der Scheinwerfer verdichtete sich der Nebel, rief Halluzinationen hervor, zeigte Riesen und Zwerge, die mit einander kämpften. Keine Möglichkeit davor zu flüchten. Wir waren in der Mitte von irgendetwas, das uns einkreiste, und auf das wir keinen Einfluss hatten. Plötzlich steuerte der Fahrer den Wagen zur Seite. Er drehte sich zu mir um, senkte die Scheibe zwischen uns und sagte:

– Wir müssen hier anhalten, weiter zu fahren ist zu gefährlich, jederzeit kann ein Unfall passieren. Wie Sie gehört haben, sind alle Abflüge gestrichen.

Mit einem Kopfnicken zeigte ich mein Einverständnis. Ich lehnte mich bequem zurück und zog die heutige Zeitung hervor. Ich hatte zwar keine große Lust zu lesen, wollte mich aber nur ein wenig von den sich

draußen immer verändernden, milchigen Gestalten ablenken. Irgendwo heulte eine Sirene, im Radio ertönten Warnungen. Es war wie im Gefängnis, in einer Zelle ohne Gitter. Mit jeder Minute wuchs die Spannung in mir und ich fühlte, dass ich SIE in Kürze brauchen würde.

Zum Glück wurde der Nebel langsam etwas durchsichtiger. Endlich konnte man die Konturen von Gebäuden erkennen. Das Taxi fuhr an und gleich darauf waren wir auf der Autobahn in Richtung Flughafen. Die ersten Flugzeuge, die schon gestartet waren, hatten auf dem Himmel dunkle, schmutzige Streifen hinterlassen. Durch den Wunsch ein Ziel sehr schnell zu erreichen, vergiften wir unsere Umwelt und damit auch uns immer mehr. Die Abflughalle am Flughafen war schwarz von wartenden Passagieren.

Nur mit Schwierigkeiten kam ich zum Schalter. Die Hostess sah, obwohl es erst Morgen war, schon sehr müde aus. Vielleicht war der Nebel schuld daran, oder die aufgeregten Menschen, die ungeduldig auf den Abflug warteten.

Im Flugzeug ließ ich mich auf meinem Platz neben dem Fenster nieder, neben mir saß ein älterer Mann. Der Start erfolgte unverzüglich, durch die rasche Beschleunigung wurde ich in den Fauteuil gedrückt. Mein Nachbar ballte die Hände zu Fäusten und saugte an einer leeren Pfeife. Der Aufstieg dauerte ziemlich lang und endlich durchstießen wir die Wolkendecke. Der Motorenlärm ließ nach und das Flugzeug schwebte ruhig in der Luft. Mein Nebenan wurde locker, er reinigte seine Pfeife. Einige Stunden Flug lagen vor mir. Der bequeme Sitz und das sanfte Brummen der Motoren luden mich zu einem Schläfchen ein. Leider

blieb es bei dem Wunsch, aus dem Lautsprecher forderte uns der Pilot auf angeschnallt zu bleiben. Wir überflogen gerade die Nordsee und Luftlöcher verursachten Turbulenzen. Die erste erwischte uns in diesem Moment. Mein Nachbar ließ erschreckt die Pfeife fallen, drückte sich tief in den Sitz und stemmte seine Beine gegen die Abstützung. Die Stewardesse, mit einem professionellen Lächeln auf dem Gesicht, befand sich gerade zwischen den Sitzreihen und hielt nur mit Mühe ihr Gleichgewicht. Einem Pechvogel landete der Kaffee auf den Knien. Ich fühlte mich wie in einem Aufzug, der plötzlich beschleunigt und wieder bremst. In meinem Kopf begann sich alles zu drehen und mein Magen befand sich ganz oben im Hals. In dieser Situation fühlte ich mich wie in den Jahren als ich Freiheit suchte und durch IHRE Hilfe nicht gefunden hatte.

Durch das runde Fenster konnte ich eine Uferlinie erkennen. Über dem Land war der Flug ruhig geworden. Der Nachbar suchte seine Pfeife. Vom Servierwagen wurde ein Mittagessen gereicht, es schmeckte wie Heu. Mit jeder Minute näherte ich mich meinem Ziel. Ich schloss die Augen und versank in Träume. Völlig überraschend, fand ich mich in einem mir unbekannten Auto wieder..

Ich fuhr auf einer lang gezogenen schwarzen Straße zwischen schlanken Zypressen, Olivenbäumen und Weinstöcken. Dazwischen zeigten sich ab und zu blaue Flecken, das Meer. Sie waren in Konkurrenz mit dem azurfarbenen Himmel. Die Stadt zeigte sich schon aus Entfernung durch die Höhe der Kathedrale, die über die Dächer der alten Häuser hinausragte. Das Auto blieb vor dem Hotel stehen, knapp neben einem mittelalterlichen Turm. Auf der Tafel vor dem Eingang

stand *Torre della Visione* geschrieben. Ich hoffte, dass nur der Name zu Emotionen verleiten sollte. Aber das war nicht das einzige, denn als ich das Foyer berat, erblickte ich zu meiner Überraschung meinen Nachbar aus dem Flugzeug, der, mir unbegreiflich, früher als ich hier eingetroffen war. An der Rezeption lag meine Reservierung auf, ich erhielt den Schlüssel, kurz darauf betrat ich das Zimmer, es war rund.

Ich öffnete das Fenster weit und atmete tief ein, ich fühlte die frische Luft zusammen mit dem Geruch des Meeres. Der Platz unten war zugedeckt mit farbigen Sonnenschirmen, es saßen Leute an kleinen Tischchen und tranken Kaffee. Ich begab mich ins Badezimmer, das mich mit einem riesigen Spiegel begrüßte.

Ich begann zu lächeln (der im Spiegel – auch). Ich strich meine Haare mit der rechten Hand glatt (er auch – allerdings mit der linken). Ich zwinkerte mit dem linken Auge (er mit dem rechten). Das Treffen mit dem Zwilling begann mir Spaß zu machen. Ich drehte den Wasserhahn auf. Das fließende heiße Wasser beschlug den Spiegel mit weißem Nebel. Zum ersten Mal empfand ich das positiv, es versteckte mich vor meinem Dasein.

Zurück im Zimmer sah ich am Horizont lang gezogene schwarze Wolken. Durch das offene Fenster blies Wind, Regentropfen fielen tanzend auf den Fußboden aus Marmor.

In diesem Moment hatte ich das Gefühl, dass SIE mir fehlte. „ICH MÖCHTE DICH BERÜHREN“ – flüsterte ich. Sie wandte sich mir immer dann zu wenn sie im Kreis meiner Gedanken war. Ich zündete mir eine Zigarette an, tief atmete ich den Rauch ein. Wir sahen einander lange an und ich war, wie immer,

von ihrer schlanken Silhouette gebannt. Sie hob ihre Hand, strich sich die Haare aus der Stirn und sagte: „DAS IST NUR DER REGEN, IM NEBEL SIEHST DU MICH VIEL INTENSIVER“. Ich wusste, ich konnte aus diesem Kreis nicht entfliehen. Die Bilder, die meine Welt besiedelten, waren wie Skulpturen, in mir eingemeißelt.

Ich ging von meinem Turm weg und wollte mich in den bezaubernden engen Gassen der Altstadt verstekken. Unter meinen Füßen glänzten die glatt geschliffenen Steine von Feuchtigkeit. Die Gasse, durch die ich schlenderte, war schmal und führte bergab. An ihrem Ende lockte mich das Aroma von Kaffee in eine geöffnete Bar. Ich bestellte mir einen Ristretto und setzte mich an einen kleinen Tisch beim Fenster, von dem aus ich den Blick auf die Kathedrale hatte. Der Platz davor öffnete sich wie eine Muschel. Die Häuser rundherum waren ohne irgendwelche Verzierungen, ganz naturbelassen. Die Turmuhr schlug sechs, langsam begann es zu dämmern.

Eine Frau betrat die Bar, sie ließ sich auf einem hohen Hocker an der Theke nieder, bestellte einen Grappa, und zog, mit einer mir bekannten Geste eine Zigarette hervor. Ich betrachtete ihr Gesicht. Eine gerade Nase, eine in die Stirn fallende Locke, sanfte Gesichtskonturen, und schwarze, blitzende Augen. „SIE ERINNERTE MICH AN DIE ANDERE, DEREN ATEM ICH NEBEN MIR FÜHLTE“. Überraschend trat mein Nachbar aus dem Flugzeug ein und ging zur Unbekannten. Sie lächelte ihn an und sagte: „Ich habe gewartet“.

– Du bist bezaubernd, meine Königin. – hörte ich seine Worte.

Sie blickten einander lange in die Augen. Nach einiger Zeit zahlten sie und verließen das Lokal wort-

los. Der Grappa blieb unberührt, daneben lag noch die brennende Zigarette im Aschenbecher. Beim Abwischen der Theke nickte der Barkeeper und sagte laut vor sich hin „finalmente“.

Ich stand auf und ging. Der Hauch von überraschend warmer Luft war wie ein Kuss. Ich war unruhig und wusste nicht was ich anfangen sollte. SIE war nicht immer neben mir. Langsam zog ein Gewitter auf. Ich lief über den Platz, weg vor dem nahenden Regen und flüchtete in die offene Tür der Kathedrale. Das Innere empfing mich mit dunkel gewordenen Mauern und dem Altar. Vergoldete Reliefs um mich strahlten tiefe Ruhe aus, verstärkt durch den Geruch von Weihrauch. Das benötigte ich gerade jetzt sehr, ich fühlte das Gewicht meiner schrecklichen Einsamkeit. Ich blickte auf die brennenden Kerzen und wusste, dass alle, die diesen Ort besuchen, ihr Leid vergessen konnten.

Nur ich blieb an diesem Ort der Erneuerung von dieser Gnade ausgeschlossen. Ich wollte mich auf Reue besinnen aber der Stolz des Verlorenen ließ nicht von mir ab. Ich kämpfte – lief weg, wollte die Ketten sprengen, an die ich durch das bittere Kokain gefesselt war. Ich hatte in mir noch genügend Willenskraft um ganz klar zu werden, aber ES fehlte mir in jeder meiner Nervenfasern oder war es SIE? Ich rief sie mit Hilfe des weißen Pulvers, aber jetzt, um frei zu sein, musste ich SIE erst finden in dem Nebel, in dem ich mich immer hinter IHR versteckt hatte. Mitten zwischen Blitz und Donner verließ ich diesen stillen Ort und stand im strömenden Regen wie bei einer neuen Taufe, aber sein Stakkato übertönte alles.

Im Hotel blickten mich überraschte Gesichter an der Rezeption an da ich feuchte Spuren auf dem Tep-

pich hinterließ. Mit dem Zimmerschlüssel begab ich mich nach oben. Ich war durch und durch nass, aber ich fand tief drinnen in mir einen Ort, einen bezaubernden Garten der verlorenen Unschuld.

Schnell zog ich mich um und suchte das Restaurant im Parterre auf. Im kleinen Speisesaal waren die Tische sehr diskret angeordnet, Kerzen brannten. Schon bald stand eine Karaffe Rotwein vor mir. Mein Innerstes suchte irgendeinen Ersatz. Das erste Glas trank ich in einem Zug aus, das zweite auch und bald schon bestellte ich eine weitere Karaffe. Als ich mir eine Zigarette anzündete, zitterten meine Hände. Ich konnte ES zwar nicht fühlen aber ES wollte neuerlich Besitz von mir ergreifen. Ich habe in die Runde geblickt, der Saal war leer, nur aus einer dunklen Nische kam ein Geräusch, das mich an einen Pfeifenraucher erinnerte.

War das vielleicht mein Nachbar? Aber warum war er allein? Er stand auf – kam zu mir – nein, er ging an mir vorbei. Er sprach mit jemandem? Erst jetzt hörte ich eine Stimme und Sie hatte sich vis-a-vis von meinem Tisch niedergesetzt. Sie streckte ihre Hand aus und fragte mich:

– Brauchst Du mich?

Ich wollte darauf nicht antworten, ich hatte Angst, dass dies nur ein Bild war, das vor mir schwebte. Aber ES verschwand, nur IHRE Hand war warm. Ich bin – SIE ist. Obwohl alles in meinem Inneren danach schrie, bebte, war ich nun bereit meine Offenbarung herauszuschreien – SIE ist! Es war drinnen in mir und dauerte an, ich wartete .....

– Wollen Sie noch etwas bestellen? – wie durch eine Welle aus dem Ozean wurde mein Traum unterbrochen.

Mein Ruf war vergeblich, alles löste sich in Luft auf nur weil man die Worte – SIE ist – nicht aussprechen kann.

Ich bestellte nichts mehr und ging, wie mondsüchtig, mit schweren Schritten weg. Schwach wie nach einem Schüttelfrost, der wie ein Ätherdampf wirkte, war ich ganz benommen. Endlich landete ich in meinem Zimmer wo ich mich aufs Bett warf, eingerollt wie ein Embryo. Das Verlangen auf ES wuchs, ich unterdrückte es. Aber jetzt wollte mich das alles erwürgen. Ich begann in ein schwarzes Loch zu fallen, und nichts half mir heraus. Aus einiger Entfernung hörte ich plötzlich den immer näher kommenden Klang von Glocken. Ich begann die Glockenschläge systematisch zu zählen, um meine Angst zu verdrängen. Die Glokken verstummten aber meine Lippen flüsterten weiter die Zahl der Perlen des Rosenkranzes. Das „ES“ hatte mich wieder verlassen.

Mit Mühe zwang ich mich meine verklebten Lider zu heben. Vor meinen Augen sah ich die rote Anzeige „FASTEN SEATBELTS“. Das Flugzeug befand sich schon im Anflug auf das Ziel. Durch das Fenster schien das scharfe Licht der südlichen Sonne. Mein Traum war so intensiv gewesen, dass ich Schwierigkeiten hatte mich in der realen Welt zu Recht zu finden. Der Nachbar, der sah, dass ich nicht mehr schlief, wandte sich zu mir und sprach:

– Sie haben einen sehr unruhigen Traum gehabt. Ich war schon nahe daran Sie zu wecken, aber da erschien eine Frau, die aus der vierten Reihe vor uns.

– Zu mir?

– Ja.

– Und was hat sie gemacht?

– Sie hat ihre Hand genommen und irgendetwas geflüstert. Sie haben sich augenblicklich beruhigt. In Kürze landen wir, wissen Sie das?

– Dieser Flug hat endlich sein Ende gefunden, wie alles andere in unserem Leben – antwortete ich.

Wir landeten, SIE wartete beim Ausgang. Sie musste mir nichts sagen, ich habe all ihre Gedanken gekannt. Vor dem Flughafen erwartete uns ein kleiner Bus auf dem der Namen des Hotels „Torre della Visione“ stand.

ich öffnete die Augen
im kalten Mond – Er
ausgehungert im Schein
ausgelöschter Turm - sah mich an
seine Fenster waren durchsichtig
auf der anderen Seite der Welt
wo ich nichts gefunden habe

Stefan Gajda

TURM

Am Tag mit prallender Sonne lag ich reglos. Vor kurzem noch im Rausch der Geschwindigkeit, dann ein plötzlicher Knall, und ich war im Straßengraben. Neben mir ging das Leben wie gewohnt weiter. Ich schloss die Augen, unter den Lidern wirbelten blinkende Sterne, in meinem Kopf dröhnte es, ich fiel ins Nichts.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich durch ein Fenster nur schwarze Wolken. Und jetzt war ich hier in diesem Weiß, mit einer Bandage um den Kopf, und Gips an einem Bein, er wog von Minute zu Minute schwerer. Ich hörte verschiedene Laute, selbst konnte ich aber keinen einzigen Ton herausbringen. Hatte ich die Kontrolle über mich verloren?

Zu mir drang ein Geräusch, ich drehte meinen Kopf und sah, dass der Nachbar in eine Flasche in Gestalt einer Ente urinierte. Durch die offene Türe hörte ich wiederholtes Stöhnen, irgendjemand rief „Ewa, Ewa“. Plötzlich begann mein Bettnachbar zu schimpfen, der Inhalt der vollen Ente hatte sich in sein Bett ergossen.

Er rief nach einer Schwester, sie kam, ihr Gesicht war nicht sehr erfreut, vielleicht war sie müde von der Arbeit oder dem Leben. Den Namen „Ewa“ hörte ich noch längere Zeit. Über meinem Kopf klopfte etwas und eine Manschette auf meinem Arm pumpte sich von Zeit zu Zeit auf.

Als es passierte, zeigte der Tachometer 60 km/h. Ich hörte einen lauten Knall, das Auto begann zu schleudern, ich verlor die Kontrolle und wachte dann hier in diesem weißen Zimmer auf. Die Schwester kam und steckte mir ein Fieberthermometer ins Ohr. „39,9“ – sagte sie.

So hoch wie jetzt meine Temperatur war, so heiß war meine letzte Liebe. Wir versteckten uns im Kreis unserer Handflächen. Zwei Lebewesen, vereint zu einem, und nur kurze Momente teilten wir miteinander…

Vor dem Reifenplatzer auf der Rückfahrt von einer Lesung spielte ich in Gedanken mit dem zuletzt gehörten Text:

> Der Turm war sehr hoch und unbewohnt, man hörte darin Stimmen derjenigen, die vor uns gelebt, ihre Rufe waren aber nur für wenige Auserwählte zu vernehmen.

Ich gehörte nicht dazu. Was ich jetzt vernahm, waren Wellen, die am Strand aufschlugen, sie zogen sich zurück und hinterließen verschiedene Muster im Sand. Der Horizont kippte, er drehte sich. Mir war schwindlig, Schweiß lief mir in die Augen. Irgendjemand trocknete meine Stirne, eine unbekannte Stimme sagte:

– Das Fieber geht nicht runter, sollte nicht der Arzt benachrichtigt werden?

> Der Turm hatte viele leere Fenster. Diejenigen, die vor ihm standen, gewannen den Eindruck, dass er

durch diese Öffnungen atmete. Die meisten, die gezwungen waren dort vorbeizugehen, machten ein Bogen um ihn. Auch die Kinder hatten Respekt und während der heißen Tage wollten sie sich nicht in seinem Schatten verstecken. Er zeigte sich hier auf diesem leeren Platz erstmals vor zwei Wochen. Gewachsen war er in nur einer Nacht. So erzählten das Leute, die es mit eigenen Augen gesehen hatten. Aber es gab auch andere, die meinten, dass er gar nicht existiere oder sich ihnen nicht zeigen wollte. Er hatte die Figur eines Kegels ohne Spitze und überragte die Dächer der nebenan stehenden Häuser.

Mein Nachbar setzte sich im Bett auf und blickte mich an. Er war fett, so etwa gegen Fünfzig, mit einer Glatze, ein großer Kontrast zu seinem schwarzen, dichten Bart. In seinem Spitalshemd wirkte er wie ein Prophet, wenn er nicht in der Hand die Flasche, voll mit Urin, gehalten hätte, mit der er zu meinem Bett kam und sie darunter stellte. Einen Moment blieb er mit dem Blick auf mich stehen als wollte er etwas sagen, nickte aber nur mit dem Kopf. Im Weggehen schnappte er sich meine leere Flasche. Ich dachte, ein ganz normaler Dieb von Spitalsflaschen.

Die Personen im Saal bei der Dichterlesung waren wie Marionetten auf einer Bühne, die aber in Wirklichkeit nicht existierte, das war mein Eindruck. Daran konnte ich mich noch gut erinnern, sowie auf den immer wiederkehrenden Ruf nach Eva. Aber mein Name war für mich noch immer ein Rätsel. Über meinem Kopf hing eine Flasche, ich beobachtete wie Tropfen daraus rieselten. Sie flossen gleichmäßig und einschläfernd. Ich schloss die Augen.

Auf der Höhe des zweiten Stockes der nebenstehenden Häuser hatte der Turm Fenster, die wie ein schre-

iender Mund aussahen. Manchen war es möglich in die Fenster hineinzublicken aber tatsächlich konnten sie nur Spiegelungen sehen, die nichts zeigten. Sie wirken wie blind, ohne Iris.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich von Neuem nur das Weiß, unterbrochen von drei Gesichtern. Ich hörte eine Frage:

– Wie fühlen Sie sich?

– Ich fühle überhaupt nichts, ich weiß nicht wo ich bin, ich kann mich an meinen Namen nicht mehr erinnern – war meine Antwort. – Ich habe keine Schmerzen, ich verstehe nicht warum ich hier bin, und wer hat Ihnen erlaubt einen meiner Füße einzuzementieren?

Eines der Gesichter drehte sich zu einem anderen und sagte:

– Der Patient hat noch immer hohes Fieber.

Das andere Gesicht schürzte seine Lippen, es erinnerte mich sofort an jemanden, der das auch machte. Eine Erinnerung, so wie jene an den Kindergarten, als ich Engel sah. Ich habe damals niemandem davon erzählt, vielleicht hatten die Anderen den Engel gar nicht wahrgenommen. Er war so lange bei mir bis der Wind einmal einer Klosterschwester die Flügelhaube vom Kopf riss und sich nur ihr kahl rasierter Kopf zeigte.

– Thomas, Thomas, so lautet ihr Vorname – wiederholte das immer gleiche Gesicht. – Sie haben nach dem Unfall eine Amnesie. Das ist normal. Ein Blutgerinnsel in ihrem Gehirn wurde nicht festgestellt. Der Fuß wurde eingegipst, er ist gebrochen. Sie brauchen sich nicht aufzuregen, es fehlt ihnen nichts Ernstes. Das hohe Fieber geht auch wieder vorbei.

Ich wollte das gar nicht hören denn ich hatte das Gefühl, dass ihnen mein Zustand völlig egal war. Der Turm war mir näher.

Die Verantwortlichen der Stadt begannen sich erst nach zwei Wochen mit dem Turm zu beschäftigen. Er, der plötzlich ohne fremdes Zutun zwischen den Häusern gewachsen war, erregte großes Interesse. Sämtliche Behörden, die Feuerwehr und andere städtischen Institutionen versuchten zur Frage ob er irgendjemandem schaden könnte Stellung zu nehmen. Bis zu diesem Zeitpunkt waren noch keinerlei negative Auswirkungen zu bemerken gewesen. Er stand ganz still wie jedes andere Denkmal in der Stadt. Ein Eigentümer meldete sich auch nicht. Nach einer Analyse des Baumaterials, konnte auch keine Antwort gefunden werden. Die Wände waren aus einer unbekannten organischen Substanz, das der Bearbeitung mit jedwedem Werkzeug widerstand. Da er aber niemanden zu gefährden schien, wurde nichts unternommen. Wahrscheinlich wäre das Interesse an ihm eingeschlafen wenn nicht seine Fensteröffnungen zu leuchten begonnen hätten. Das Licht war so intensiv wie von einem Xenon-Scheinwerfer, aber keineswegs aggressiv. Niemand wusste woher die Energie dafür kam. Nach einiger Zeit begann man darüber zu reden, dass das Licht heilsame Wirkung hätte. Wunden heilten rascher und Rheumaschmerzen vergingen schneller. Immer mehr Menschen sammelten sich rund um den Turm und warteten auf weitere Überraschungen. Es wuchsen Buden, wie auf einem Kirtag, sie boten Bier und warme Würstchen an. Immer mehr Ausflügler aus der näheren Umgebung kamen, sogar von jenseits der Grenze. All das bedeutete für die Stadt zusätzliche Einnahmen. Hotels und Restaurants waren voll mit Gästen. Geschäfte rundherum boten Andenken an, Türme aus Plastik, Holz und Zucker. Ein einziger Frust für die Touristen war nur, dass man vom Turm kein Foto machen konnte. Für das Objektiv eines Fotoapparates existierte er nicht. Mit dem gleichen Pro-

blem kämpfte auch das Fernsehen, keine der Kameras war imstande Bilder von ihm zu aufzunehmen.

Die Gesichter verschoben sich vor meinen Augen, nur eine Krankenschwester stand bei meinem Bett und befestigte die nächste Flasche über meinem Kopf. Als sie sah, dass ich meine Augen öffnete, sagte sie:

– Sie haben kurz geschlafen, das ist gut, der Schock nach dem Unfall geht schneller vorbei. Jetzt bekommen Sie eine Infusion, darin ist auch etwas zum Schlafen. Bis morgen wird das Fieber sicher sinken.

– Bitte Schwester – rief mein Nachbar. – Der Mann mit dem Gips hat unter dem Bett eine volle Flasche.

– Das ist unmöglich – war ihre Antwort – erstens kann er sich gar nicht bewegen und zweitens hat er einen Katheder. Sie haben die Flasche ausgetauscht.

– Aber wieso, meine ist auch voll.

Die Schwester antwortete nichts und ging aus dem Raum, sie nahm beide Flaschen mit. Mein Nachbar begann zu lachen und sagte: – „die stolzen weißen Schwäne sollten für ihr Geld auch etwas tun".

So ein Spaßvogel, dachte ich, und schlief ein. Am nächsten Morgen erwachte ich als eine Schwester das Licht einschaltete. Sie begrüßte uns mit Worten, die in meinen Ohren nicht angenehm klangen:

– Wie haben Sie geschlafen? Gleich wird Fieber gemessen. Was wollen Sie zum Frühstück? Visite ist zu Mittag.

Ich wollte vor ihren Worten davonlaufen und versteckte mich hinter der Erzählung.

Eine Gruppe von Höhlenforschern interessierte sich auch für den Turm. Sie stellten fest, dass man ohne Probleme von oben in den Turm einsteigen könnte. Diese Information gelangte an die Presse, das wie-

derum hatte zur Folge, dass sich mehr und mehr Menschen um den Turm scharten. Die ganze Aktion fing schon zeitig am Morgen an. Über dem Turm begann ein Helikopter zu kreisen, von dem sich einer der Forscher abseilte. Ungeduldig warteten alle auf seine Reaktionen. Leider erlebte man eine Enttäuschung, denn als er im Inneren verschwand, war der telefonische Kontakt unterbrochen. Als er nach ein paar Minuten wieder erschien und hochgezogen wurde, sagte er allen, dass er unten im Turm das Gefühl gehabt hatte in die Tiefe gezogen und festgehalten worden zu sein. Es käme kein Licht herein und man fühlte sich so leicht wie im Vakuum. Aber seine letzte Äußerung war die größte Überraschung für die Anwesenden: „Unterbewusst regte sich in mir der Wunsch für immer dort bleiben zu wollen".

– Haben Sie keine Familienangehörige? – unterbrach die Schwester meinen Gedanken.

– Warum, steht es um mich so schlecht, dass alle meine Freunde verständigt werden müssen? – war meine unwirsche Frage.

Die Schwester ging auf meinen Ton nicht ein und sprach weiter:

– Meiner Meinung nach wäre es Abwechslung für Sie wenn sie Besuch bekämen. Das Fieber fällt langsam und morgen dürfen Sie schon ein paar Schritte machen damit Sie sich an die Krücken gewöhnen können, die sie die nächsten paar Wochen begleiten werden.

– Ich werde erst Besucher empfangen wenn ich Lust dazu habe. Momentan will ich niemanden sehen, aber danke – sagte ich schon mit anderem Ton.

Das Fieber war gefallen aber ich hatte solche Kopfschmerzen, dass ich mir zum ersten Mal nicht gestattete wieder zum Turm zurückzukehren. Außerdem störte mich auch der Nachbar. Er jammerte die Schwester

an, er hatte gedacht während der Narkose bei der Operation etwas Großartiges zu erleben, es war ihm aber nur ein schwarzes Loch in Erinnerung geblieben.

– Wissen Sie Schwester, Ich verlor zwei Stunden meines Lebens ohne irgendeinen Einfluss darauf zu haben –spricht er. Das alles fand statt und ich habe den Eindruck während dieser Zeit überhaupt nicht auf der Welt gewesen zu sein. Vielleicht hat irgendjemand vergessen, dass ich noch lebe. Sehen Sie Schwester, zwar kann man äußerlich nichts feststellen aber ich bin invalid. Solch ein Gefühl werde ich von nun an immer haben wenn ich andere sehe.

– Für Sie wäre ein Besuch auch hilfreich – meinte die Schwester. Aus ihrer Krankengeschichte ist ersichtlich, dass sie bald aus dem Spital entlassen werden.

– Bis zu dem Moment, an dem ich das zurückbekomme was man mir bei der Operation herausgeschnitten hat, werde ich das Krankenhaus unter keinen Umständen verlassen – war seine Feststellung.

– Machen Sie einen Witz? Das, was man Ihnen herausgeschnitten hat, war bereits eine Gefahr für Ihre Gesundheit.

– Ja, aber das hat nur mir gehört und ich verlange, dass man es mir aushändigt.

– Wie stellen Sie sich das vor?

– Genauso, wie ich das in einem Film gesehen habe. Dort waren verschiedene Organteile, eingelegt in Formol, in einem Regal in der Prosektur ausgestellt. Ich möchte auch so ein Glas mit dem mir entfernten Organ haben.

– Sollte ich wirklich mit dem Arzt darüber sprechen?

– Ich bitte darum.

– Was meinen Sie – fragte mich der Nachbar. – Ich glaube, das ist mein gutes Recht. Was mein ist, ist mein. Ich möchte es jetzt schon haben damit ich es meiner Frau zeigen kann. Sie hat mir ein SMS geschickt. Wir leben zwar nicht zusammen aber sie möchte mich hier besuchen. Sie war einmal ein schönes Mädchen als ich sie geheiratet habe, lachende Augen und sehr lange rote Haare. Ein paar Jahre lebten wir überaus glücklich zusammen. Aber ihre Gewohnheiten, vor allem ihre leichte Hand beim Geld, haben unsere Ehe zerstört. Und dann haben wir auch im Bett nicht zu einander gepasst. Alte Zeiten, heute nicht mehr so wichtig. Aber jetzt muss ich um das Teil kämpfen, das man mir weggenommen hat.

Ein Verrückter dachte ich. Vielleicht ist das der Witz des Tages? Gott sei Dank musste ich auf seine Frage nicht antworten, denn in dem Moment erschien eine Schwester mit dem Frühstückswagen. Ich bat um Kaffee mit Milch und süßes Gebäck dazu. Der Nachbar begann sich sofort über das Gebäck, und die Scheiben Wurst, verpackt in Plastikfolie, die er nicht öffnen konnte, zu beschweren. Plötzlich hatte ich wieder den Ruf „Eva, Eva“ in meinen Ohren.

– Hören Sie das? – fragte ich meinen schmatzenden Nachbar.

– Was?

– Irgendjemand ruft ständig „Eva“

– Nein, ich höre nichts Derartiges. Und falls ja, so ist das sicher der Vorname eine Krankenschwester. Das können Sie ja leicht überprüfen. Drücken Sie auf den rechten Knopf neben sich.

Eine Schwester erschien sofort und fragte nach meinen Wünschen.

– Verzeihen Sie, ich wollte eigentlich nur wissen, ob eine ihrer Kolleginnen den Vornahmen Eva hat?

– In unserer Abteilung gibt es keine einzige mit diesem Namen. Ist das eine Bekannte von Ihnen?

– Nein, nur ich höre immer wieder diesen Namen, besonders nachts.

– Ich habe heute Nachtdienst, ich werde mich erkundigen. Brauchen Sie noch irgendetwas?

– Nein – war meine Antwort.

– Ich wusste gleich, dass Sie sich verhört haben – lachte mein Nachbar. – Ich habe in meinen Ohren auch immer ein Geräusch wie in einem Bienenstock. Aber in der Nacht höre ich überhaupt nichts, ich schlafe, als ob mir jemand mit dem Hammer auf den Kopf geschlagen hätte.

– Ja, alles ist möglich. – antwortete ich.

Und damit beendete ich unsere Unterhaltung. Mein Nachbar wusste auch nichts mehr zu sagen, er begann die Zeitung zu studieren. Ich wollte unbedingt zurück zu meinem Turm und sicher hätte ich das auch geschafft aber da erschien der Therapeut mit zwei Krükken. Als er meinen Gipsfuß sah, sagte er:

– Das ist für Sie, heute werden wir ein bisschen üben.

Ich erhob mich mit Mühe aus dem Bett, stand auf einem Fuß, und da steckte er mir die Krücken unter meine Arme. Der erste Schritt gelang mir, beim zweiten stieß ich mit dem Fuß ans Bett und kam auf dem Fußboden wieder zu mir. Irgendjemand sagte mit erschreckter Stimme: Wir sollten ihn nicht bewegen, es kann sein, dass er sich verletzt hat.

Ich konnte kaum sprechen. Irgendetwas klingelte in meinen Ohren. Ich hatte mich selbst außer Gefecht gesetzt. Dieses Erlebnis war für mich euphorisch. Man hob mich vorsichtig auf und legte mich auf das Bett, ich fühlte mich dort so als ob ich auf Glasscherben läge.

Das Fieber kehrte wieder zurück. Es drückte mich so fest wie die Wände des Turmes, sodass ich aufstand und mein Gesicht und meine Arme ansah. Der Rest war zugedeckt. Ich kam zum Bett, fühlte die Hände – sie waren kalt. Braune Augen in einem schmalen Gesicht waren geöffnet und blickten mich fragend an, das zweite „Ich“ im Bett beunruhigte mich nicht. Es war ein komischer Zustand, ich hatte aber keineswegs den Eindruck verrückt zu sein. Ich war nicht weit entfernt von meinem Körper aber statt Angst zu empfinden, fühlte ich mich wunderbar, keinerlei Schmerzen. Und der, der dort lag, war er tot? Das war unmöglich, das war ein Spuk, ich war doch tot. Ich richtete den Polster des Liegenden und ging weg. Die Gewohnheit führte mich ins Badezimmer, dort wollte ich mir das Gesicht waschen und mich frisieren. Aber als ich vor dem Spiegel stand, stellte ich fest, dass mein Spiegelbild nicht existierte. Da war einfach gar nichts. Ich schrie vor Schreck und jammerte dann laut.

Nach einigen Momenten bemerkte ich, dass ich im Bett lag. Ich wusste nicht warum aber ich wollte mich bei den Gesichtern, die über mich gebeugt waren, entschuldigen. Ich hörte: Das war nur ein Schock, er war ohnmächtig nachdem er ausgerutscht und hingefallen ist.

– Wie fühlen Sie sich jetzt – fragte jemand.

– Gut – antwortete ich. Kann mir irgendjemand einen Spiegel geben?

Der Nachbar gab mir seinen, den er zum Rasieren verwendete. Ich hielt ihn in der Hand, hatte aber Angst hineinzublicken. Die Krankenschwester beruhigte mich:

– Sie haben sich beim Fallen nur ein wenig das Gesicht gekratzt, sonst ist alles in Ordnung. Sie können ruhig in den Spiegel schauen.

Der Spiegel log nicht. Ich sah mich und atmete befreit auf. Vor kurzem hatte ich ein traumatisches Erlebnis. War so die Wirklichkeit des Todes? Ich gab den Spiegel zurück, kam wieder zur Ruhe, und konnte endlich meinen Turm verlassen. Es blieb nur der Vorname „Eva“, den ich schreiend wiederholte.

– Was ist los? Warum rufst Du mich? – fragte sie mich.

– Nichts, nur ein Traum – antwortete ich.

Ich setzte mich, in Schweiß gebadet, im Bett auf. Eva drehte das Licht auf, legte ihre Hand auf meine Stirn und fragte:

– Fühlst Du dich schlecht?

– Nein, nein ….. Es war nur ein schlechter Traum, vielleicht trug der Vollmond Schuld daran.

Eva stand auf und zog ihren Schlafrock an.

– Wohin gehst Du? Ich will jetzt nicht allein bleiben.

– Ich komme gleich wieder, ich bringe Dir nur ein Glas warme Milch, das beruhigt. Weißt Du, dass Du morgen, ja eigentlich schon heute, einen schweren Tag hast, und am Abend dann noch diese Vorlesung. Du arbeitest zu viel.

– Dann fahre ich einfach nicht zu diesem literarischen Abend.

– Ich glaube Du musst, Du bist in der Jury.

Vielleicht sollte ich ihr meinen Traum erzählen, in dem sich mein Inneres in eine andere Zeit und Dimension versetzt hat. Ich hob das Glas an die Lippen und trank die Milch mit kleinen Schlucken, und als ich ausgetrunken hatte, blickte ich zu Eva und nahm sie in die Arme. Durch das Fenster zeigte sich ein neuer Tag.

SPIEL

Hochsommer! Smog über der Stadt. Heiße Luft, vermischt mit Abgasen verschleierte alle Konturen.

Ich verließ das Büro und ging in einer Bar mit Klimaanlage. Am Vormittag war es dort meistens leer. Der Barmann, ich kannte ihn schon länger, grüsste mich, und schon stand das übliche kalte Getränk vor mir.

– Hm – sagte er – immer noch diese mörderische Hitze, nicht wahr? Im Radio sind schon zweimal Warnungen durchgegeben worden.

– Warnungen? Wovor?

– Vor einem Sonnenstich oder Hitzschlag. Vielleicht kommen jetzt wieder Strohhüte für Männer und Sonnenschirme für Damen in Mode. Wissen Sie, bevor Sie kamen, war so eine mit einem Strohhut da, er war mit Blumen garniert. Sicher eine Künstlerin, sie hatte ein großes Bild dabei. Ich vermute sie hat auf Jemanden gewartet. Aber offensichtlich habe ich mich getäuscht, sie trank ihren Kaffee nicht einmal aus, sprang plötzlich auf und verließ das Lokal. Sind Sie ihr nicht begegnet? Eine hübsche Frau mit toller Figur. Aber leider, eine von diesen Malerinnen.

Ich war überrascht. Sie war wirklich gekommen! Aber warum hat sie nicht gewartet? Kommt sie vielleicht wieder zurück?

Der Barmann goss Wasser in ein Glas, stellte es vor sich hin, sah mir in die Augen und sagte:

– Ich kannte einmal so eine Frau, wir waren sehr lange miteinander befreundet aber es gab große Pro-

bleme mit ihrer Künstlerseele. Sie wollte frei und unabhängig sein. Die Nacht wurde bei ihr zum Tag und umgekehrt. Wir trennten uns später. Aber ich kann Ihnen sagen, dass ich sie und ihre Bilder, die mir in ihrer Buntheit so viel Freude machten, immer noch suche.

Er hörte auf zu sprechen und starrte mich an. Vielleicht erwartete er von mir irgendeine Reaktion?

Als er sich umdrehte, legte ich Geld auf den Tresen und ging. Draußen schlug eine Welle heißer Luft über mir zusammen. Schweiß bedeckte meine Stirn und lief mir in die Augen. Alles rund um mich zeigte sich doppelt und verzerrt. Ich stützte mich an einer heißen Hausmauer ab.

Plötzlich sah ich braune Augen und einen Strohhut vor mir, deren Trägerin langsam vor meine Füße fiel und ich höre ihre Worte:

– Er ist da!

Warum muss ich gerade jetzt umfallen und mir schwindlig sein? Wolken sind über mir und ich schwebe. Ein schwerer Tropfen fällt auf meine Stirne, drückt mich, und dahinter nur Schmerz.

Es hat noch nichts begonnen, und schon ist das Ende da? Ich lag, und das Bild war zerrissen durch Lichter ohne Reflexe aus früheren Erlebnissen. Meine Sehnsucht nach verlorener Buntheit war zerbrochen und versteckte sich im Schatten von Leidenschaft und Enttäuschung.

Ich brauchte Luft! Noch mehr Luft! Ich fühlte mein laut klopfendes Herz, meinen Atem, entschwindende Gedanken und klagende Rufe, Schreie wurden zum Flüstern und ich höre:

– Sie haben ihr das Leben gerettet – da hat sie Glück gehabt – schade wäre es gewesen wenn …

Die Töne entweichen im Labyrinth des Ohres. Eine Tür öffnet sich zur geschlossenen Ruhe. Stille rundherum.

– Warten Sie darauf, dass sie aufwacht? – fragte mich der Arzt.

– Aber nein! Herr Doktor, ich kenne diese Frau überhaupt nicht. Das heißt, ich weiß nur, dass sie im gleichen Haus wie ich wohnt. Auf der Straße fiel sie direkt vor meine Füße. Ich leistete so rasch und gut ich konnte erste Hilfe aber das war auch schon alles. Ich freue mich, dass ihr nichts Ernstes passiert ist, und ich glaube der Schock wird wieder schnell vorbeigehen.

– Und gerade darum sollten sie noch bleiben. Diese Person hatte mit Ihnen den letzten Augenkontakt, den sie nach dem Aufwachen wieder suchen wird.

– Und wenn sie sich an nichts mehr erinnern kann?

– Das ist unwahrscheinlich.

– Gut. Wenn es nicht zu lange dauert, kann ich noch bleiben.

Ich verließ das Zimmer mit dem Gedanke: nur weglaufen. Nie habe ich das sterile Weiß im Spital gemocht. Auch nicht die Gesichter der leidenden Patienten und Besucher. Am Korridor setzte ich mich in einen der weißen Sessel, meinen Kopf lehne ich an die Wand und strecke die Beine aus. Vor meinen Augen waren noch immer die zu meinen Füssen liegende Frau und das Bild, mit der Rückseite nach oben.

Seit sie vor mir umgefallen ist, verfolgte mich kalter Lärm, den ich schon glaubte, vergessen zu haben. Er fühlte sich scharf und schmerzhaft an, wie vor Jahren. Und er kehrte mit solch einem Schmerz zurück, dass

ich meine Hände zur Faust ballte, die Nägel gruben sich in die Handflächen. Der Lärm in mir steigerte sich so, dass ich am liebsten mit dem Kopf gegen die Wand geschlagen hätte.

Das erste Mal passierte das als ich schwer krank war, und der Arzt meinen Eltern sagte: Ihr Sohn ist in einem derartigen Zustand, dass er möglicherweise die nächste Nacht nicht überleben wird.

Ich hatte hohes Fieber aber diese Worte prägten sich mir ein. Und damals starb ich das erste Mal. Meine Temperatur erhöhte sich und sank wieder. Ich war wie in Leere gebettet, die nach der Genesung nicht verschwand, auch nicht beim Wiedereintritt in das reale Leben. Ich war wie gebannt und mit jeder neuen Aufregung war die Erinnerung an meine Kindheit wieder da.

In diesem Moment sah ich einen von Mauern umgebenen Hof vor mir, in seiner Mitte stand ein einzelner Sessel. Mit Mühe schüttelte ich den Kopf, aber das Bild wollte nicht verschwinden. Da war eine Frau in einer roten Bluse mit kurzen Ärmeln und einer schwarzen Hose. Sie zündete sich eine Zigarette an und ging zum Sessel. Sie nahm Platz, schlug die Beine übereinander, hob ihren Kopf, und als sich unsere Blicke kreuzten, stand sie auf und begann zu schreien.

Sie haben mir das Leben gerettet! – der Ton ihres Schreies wurde immer schriller.

Meine Augen waren wie verklebt und ich konnte sie nicht öffnen. Endlich verschwand das Bild und ich verlor mich in strahlendem Licht und suchte woher der hallende Schrei kam. Meine Gedanken drifteten in eine mit nichts vergleichbare Dunkelheit.

Und in dem Augenblick, als mich ein neuer Schmerz überfiel, stand ich auf und lief weg. Der Korridor –

Treppen – eine Schwingtür und endlich die Straße. Schnell ging ich auf die andere Seite und betrat ein Kaffeehaus. Eine Reihe von Barhockern war leer. Ich nahm auf einem davon Platz, bestellte mir einen doppelten Wodka und trank ihn in einem Zug aus. Der Hals brannte aber es wirkte. Ich kehrte wieder in die Normalität zurück und zu der, mir bekannten Umgebung. Ich wusste, dass es am besten war, von dort, wo Schmerz war, wegzulaufen, aber gleichzeitig konnte ich mich nicht von dem Gedanken an die schlafende Frau befreien. Ich war auf irgendeine Art und Weise verbunden mit ihr.

– Wollen Sie noch einen – fragte die Bedienung.

Ich antwortete mit einem Kopfnicken.

– Haben Sie Jemanden im Spital?

– Ja und nein – war meine Antwort.

Das Gesicht des Fragenden zeigte Anteilnahme.

– Das bedeutet, es ist schon vorbei. So ist das Leben. Kurz und sehr oft ohne Freuden. Wenn Sie wüssten wie viele solcher Geschichten ich hier schon gehört habe!

– Aber nein, Sie haben mich missverstanden. Die Person im Spital liegt im Schlaf und ich warte darauf, dass sie aufwacht.

– Das hat Ihnen der Arzt gesagt? Sie sollten auf alles vorbereitet sein. Sie sagen immer so.

In meiner Hosentasche machte sich das Handy bemerkbar. Ich meldete mich, die Sekretärin in der Firma erinnerte an einen Termin. Ich bat sie das Treffen zu verschieben und trennte die Verbindung. Ich sah dem Barmann an, dass er mir jetzt kondolieren wollte, darum zahlte ich und verließ das Lokal ohne irgendein Wort.

Draußen stand ich lange vor dem Spitalsgebäude und wehrte mich innerlich dagegen nochmals einzutreten. Ich trieb in der Stille, weit entfernt von der Wirklichkeit, aber gleichzeitig rief sie nach mir und das letzte Bild von ihr blieb weiter in meinen Gedanken. Ich fühlte, dass sie auf mich wartete in ihrer tiefen Dunkelheit. Aber ich war sicher, dass sie von Zeit zu Zeit schon Geräusche und aus einem Spalt intensives Licht wahrnahm, und das zwang mich zu ihr hineinzugehen. Sofort traf ich am Gang den Arzt von vorhin. Er machte mir Vorwürfe, dass ich nicht da war, als die Frau erste Anzeichen erkennen ließ in die reale Welt zurückzukehren.

– Ich entschuldigte mich und erklärte, dass ich rausgehen musste, und sollte es noch länger dauern bis die Frau zu sich kommt, so würde ich alle meine wichtigen Termine am heutigen Tag versäumen.

– Leider können wir auf das Aufwachen keinen Einfluss nehmen – entgegnete der Arzt. Der Schlaf stabilisiert die Psyche der Patientin und sie allein entscheidet unbewusst wann sie wieder das Bewusstsein erlangen wird. Ich gehe jetzt in unsere Kantine, wollen Sie nicht mit mir kommen? Es gibt dort wirklich guten Kaffee und man kann auch Kleinigkeiten essen. Bei der Patientin ist eine Schwester, sie wird uns, wenn nötig, rufen.

Wir gingen einen Korridor entlang in Richtung einer verglasten Tür, auf der stand „nur für Mitarbeiter“. Als wir eintraten, wollte ich sofort umdrehen weil ich neuerlich Panik vor dem Weiß im Raum bekam. Mit Mühe folgte ich dem Arzt zur Theke und bestellte mir starken Kaffee.

Der Arzt unterstützte meinen Wunsch:

– Frau Margarethe, der Herr braucht wirklich einen starken Kaffee – sagte er-aber bitte so wie für die Kollegen von der Chirurgie.

– Herr Doktor, haben Sie keine Angst, dass mich das Gesöff umbringen könnte?

– Keine Angst, Sie sind in den besten Händen. Schauen Sie, dort neben dem Fenster ist ein freier Tisch, setzen wir uns.

Ich gab zwei Löffel Zucker in den Kaffee und sage:

– Alles ist hier so erschreckend weiß.

Der Arzt blickte auf mich und fragte:

– Verursacht Ihnen die weiße Farbe Depressionen?

– Ich glaube schon, ich habe Angst davor.

–Vermutlich ein Trauma aus ihrer Kindheit? Zuviel Himmel und Engeln?

– Möglich, aber hier trifft man kaum Engeln, Herr Doktor, und vom Himmel sieht man überhaupt nichts. Ich habe das Gefühl, dass all jene, die hier sind, nur einen Gedanken haben: so schnell als möglich weg, wo Leiden und Hoffnung auf Gesundung so eng bei einander sind.

– Oh ja – war seine Antwort – die Spitalsatmosphäre ist etwas Spezifisches. Jemand, der Tag für Tag hier seine Arbeit macht, fühlt das nicht so intensiv, wie Leute, die nur gelegentlich herkommen.

Auf einer Tafel mit Nummern blinkte ein rotes Licht. Der Arzt trank schnell seinen Kaffee aus und sagte:

– Das ist für uns, sehen Sie, so lange hat es gar nicht gedauert.

Im Krankenzimmer herrschte gedämpftes Licht, die Schwester stand neben dem Kopf der Patientin. Als sich ihr der Arzt näherte, flüsterte sie ihm etwas zu.

Ich machte ein paar Schritte in Richtung des Bettes und in diesem Augenblick öffnete die Frau ihre Augen, sie wurden immer größer, sie zogen mich an wie zwei gewölbte Spiegel. Ihre Lippen zitterten und formten sich zu einem O.

– Sie sollten der Kranken etwas sagen, sie wartet darauf – meinte der Arzt.

– Wie fühlen Sie sich? – fragte ich.

Die Frau streckte ihre Hände nach mir aus und ich ging zum Kopfende des Bettes.

– Ich habe so lange auf Dich gewartet – hörte ich. Komm näher, neige deinen Kopf.

Über sie gebeugt, wartete ich auf irgendeine Erklärung. Sie streckte jedoch ihre Hände aus, umfing meinen Hals, zog mich zu sich, und meine Lippen fanden sich auf den ihren. Ihr Kuss war heiß und dominant, ihre Brust hob und senkte sich. Plötzlich kam ich auf dem glatten Fußboden ins Rutschen und fiel zu ihr aufs Bett.

Ich konnte nicht aufstehen und mich aus der Umarmung befreien – ich war atemlos. Ihre Küsse waren voll wilder Glut und Begierde, der Körper unter mir bewegte sich immer schneller und gewaltsamer bis zu dem Moment, wo er sich ein letztes Mal hob und sie mich losließ. Ich stand mit Mühe auf und sah vor mir nur große braune, triumphal funkelnde Augen. Ich blickte ratlos zum Arzt, ich wusste nicht wie ich reagieren sollte. Aber die Frau ergriff das Wort:

– Geh schon mein Lieber, …Geh!

Ich ging, um nicht zu sagen ich lief aus dem Raum. Draußen war ich schwindlig, fast kraftlos. Ich lehnte mich an die Wand, schloss meine Augen, wollte nur mehr zur Ruhe kommen. Niemals im Leben bin ich

so geküsst worden, habe solch eine Begierde gespürt. Mein Unterbewusstsein wollte, dass sich dieser Moment wiederholt, andererseits aber suchte ich nach einer Erklärung, was das alles zu bedeuten hätte. Ich war dieser Person doch total fremd. Es war nur zu vermuten, dass sie mich mit jemandem verwechselt hatte. Ich musste nochmals mit dem Arzt sprechen. Ich wartete bis er endlich aus dem Zimmer kam, er sagte zu mir mit lachendem Gesicht:

– No, no, nicht alle haben so viel Glück!

– Ich verstehe nicht?

– Wie das? Ist Ihnen nicht klar was dieser spontane Ausbruch bedeutet? Die Frau liebt sie und ihr Verhalten bestätigt das. Das ist keine Reaktion auf den kleinen Unfall, sondern der Wunsch nach Erfüllung lang gehegter Träume.

– Aber Herr Doktor, scherzen Sie nicht, diese Frau ist krank, ihr ganzes Verhalten zeigt eine gestörte Psyche.

– Sie verstehen überhaupt nichts. Diese Ohnmacht, bei der sie vor ihre Füße gefallen ist, war beabsichtigt. Nur hat sie nicht bedacht, dass sie mit dem Kopf auf die Gehsteigkante aufschlagen könnte.

– Beabsichtigt? – fragte ich mit erhöhter Stimme.

– Aber ja, sie hat nur ein leichtes Ausrutschen geplant, sie wollte geradewegs in ihre Arme fallen.

– Herr Doktor, das ist in meinen Augen nicht normal. Es gibt doch ganz andere Möglichkeiten mit einander bekannt zu werden oder sich zu befreunden.

– Wissen Sie, jeder spielt wie er kann oder wie es ihm seine Fantasie eingibt.

– Das bedeutet, dass im Krieg und in der Liebe alle Mittel erlaubt sind?

– Aber natürlich, haben Sie das nicht gewusst?

– Ja und nein, ich habe unbewusst wahrscheinlich auch so reagiert.

– Ja, richtig. Wir sind daran gewöhnt, dass sich die Mehrheit von uns nach den gleichen Konventionen richtet. Und darum sind wir überrascht, wenn sich jemand ganz anders verhält, wir glauben dann, dass eine Krankheit dafür verantwortlich ist. Ich erkannte das sofort und reagierte deshalb auch nicht, als Sie in den Armen dieser Frau lagen. Ich sah in ihren Augen Freude über die Erfüllung eines lang gehegten Traumes.

– Aber haben Sie nicht einen Moment daran gedacht was ich dabei empfand?

Darauf gab er keine Antwort, er drehte sich um und ging auf einen Krankenpfleger zu, der in unsere Richtung kam und ein Bild trug.

– Die Patientin hat danach verlangt – sagte er. Gehen wir zurück ins Zimmer und sehen wir uns an, was sie gemalt hat. Möglich, dass uns das Motiv Aufschluss über ihre Psyche geben wird.

Der Pfleger betrat das Zimmer, und wir hinter ihm. Die Frau saß, an einen Polster gelehnt, im Bett. Sie blickte zu mir und lachte mich an wie einen alten Bekannten. Sie nahm das Bild und betrachtete es lange. Neugierig warteten wir, dass sie es uns zeigte und als unsere Geduld schon fast am Ende war, drehte sie es zu uns um.

Der Arzt reagierte sofort, er sprach:

– Habe ich es nicht gesagt? Jeder spielt nach seinen Möglichkeiten.

Ich blieb lange stumm, bis ich im Bild seine Schönheit erkennen konnte. Eine Schönheit, die die Welt erst

erhellte. Man konnte sie mit einem Wort ausdrücken aber in diesem Augenblick läutete mein Handy.

Ich verließ das Zimmer, hob ab, es war mein Chef. der aufgebracht schrie. Er wollte wissen warum ich bis jetzt nicht im Büro erschienen wäre, er sagt mir, wenn ich nicht sofort käme, wollte er mich nie wieder sehen. Ich setzte an ihm alles zu erklären aber die Verbindung war schon beendet. Ohne Verabschiedung verließ ich das Spital. Das nicht gesagte Wort musste noch warten. Vielleicht auf andere große braune Augen.

THEATER

Nach einer langen und ermüdenden Reise kam ich endlich in der Stadt an und stieg in einem kleinen Hotel ab. Es lag in einer schmalen Straße, die zu einem Platz mit Blumen und Bänken führte, einladend zum Ausruhen.

Vom Fenster sah ich einen Park, die Bäume dort waren schon herbstlich gefärbt. Ich war todmüde. Den ganzen Tag hatte es geregnet darum legte ich mich nach den letzten Nachrichten im Fernsehen sofort nieder. Lange wälzte ich mich im Bett hin und her aber irgendwann schlief ich dann doch ein.

In meinen Träumen plagten mich Bilder, die nichts mit meinem wirklichen Leben zu tun hatten. Jedes Mal, wenn ich mich davon lösen wollte, fiel ich in einen noch tieferen Abgrund. Dieses Gefühl hatte ich auch noch als ich dann aufwachte und den Regen sah, der noch immer nicht nachgelassen hatte.

Auf dem Rücken liegend, hatte ich keine Lust zum Aufstehen. Die morgendlichen Rituale im Badezimmer trugen auch nicht dazu bei mich aus dem Bett zu lokken. Daher bestellte ich das Frühstück aufs Zimmer und saß bald darauf, noch im Schlafrock und unrasiert bei Tisch und las die Morgenzeitung. Auf der ersten Seite sprang mir sofort ein Titel ins Auge „Aquarium eröffnet – besuchen Sie uns“.

Diese Nachricht rief in meiner Fantasie sofort schwimmende Fische und andere Meeresungeheuer

hervor. Aber damit irrte ich mich, die Information bezog sich auf die Eröffnung eines neuen Theaters, offen und ohne Illusionen. Was das zu bedeuten hatte, war für mich ein Rätsel. Wenn ich es lösen wollte, musste ich mir die Vorstellung ansehen, darum bestellte ich an der Rezeption eine Theaterkarte für die Vorstellung.

Abends nahm ich in einem ziemlich großen Saal Platz. Es verging einige Zeit, es tat sich nichts. Als ich endlich laut meine Unruhe zum Ausdruck bringen wollte, stand eine, neben mir sitzende Frau auf und ging in Richtung der Bühne. Dort angekommen, drehte sie sich um und blickte in den Zuschauerraum. Ihr Gesicht zeigte, dass die Zeit an ihr nicht spurlos vorbeigegangen war – sie hatte Schatten unter den Augen, ihre Mundpartie spiegelte Bitterkeit und Enttäuschung wieder. Mein Eindruck war, dass diese Person Angst hatte und überlegte ob es überhaupt noch Sinn machte, das Leben auf der Bühne zu zeigen.

Endlich hob sich der Vorhang. Zu sehen war ein helles Zimmer, in dem sich zwei Personen befanden. Ein Mann in mittleren Jahren stütze sich auf einen Stock, und ein Mädchen, bekleidet mit einem grellroten Kleid mit einer Zeitschrift in der Hand. Die Frau betrat das Zimmer. Der Mann zeigte seinen Unmut als er sie sah. Das Mädchen reagierte sofort und sagte mit lächelnder Stimme: „Papa, du wirst doch im Theater sicher keinen Streit suchen?“

Die Frau trat noch näher, zuckte mit ihren Achseln und sagte mit leiser und müder Stimme: „Das wird er sicher nicht machen, das wäre nicht sein Stil“. In diesem Moment schlug der Mann mit seinem Stock auf das Tischblatt, das Echo ging durch den ganzen Saal.

„Aber, aber – sagte die Frau laut – bremse Dich, Du beschädigst die Möbel und vergiss nicht, wir sind auf der Bühne. Ich weiß worum es Dir geht, aber der Schuldige ist nicht hier. Wenn Du ihn erwischen möchtest, musst Du dorthin gehen – und zeigte mit dem Finger in den Zuschauerraum".

Ich wusste nicht warum, aber ich hatte den Eindruck, der Finger der Frau war auf mich gerichtet. Der Mann machte einen Schritt, stützte sich auf seinen Stock und sagte:

– Du hast Recht, damit werde ich mich jetzt nicht beschäftigen.

– Irrst Du dich nicht? Sollten wir nicht vielleicht unser Leben im Theater und dahinter zeigen – fragte die Frau – unsere Streitereien, die Enttäuschungen und nicht erfüllten Hoffnungen. Heutzutage muss weder das Theater noch unser Spiel irgendwelche Enklaven vorgetäuschter Freiheiten zeigen, und braucht niemanden vor der Wirklichkeit des Alltags schützen. Die Zuschauer erwarten ein Spiel zwischen Realität und Illusion. Darum hat unser Stück, wie Du ja weißt, keinen Titel, der irgendetwas suggerieren könnte.

– Ja, Mama hat Recht, wir müssen mit unserer Darstellung nur die Wirklichkeiten im Leben zeigen. Aber in theatralischer Fiktion und umgekehrt.

– Ich verstehe gar nichts – antwortete der Mann – Was bedeutet umgekehrt?

– Unsere Kunst als Schauspieler ist eine überzogene Darstellung des Lebens – entgegnete die Frau – und außerdem wissen wir, dass die im Laufe des Stückes entwickelte Spannungen zwischen dem Leben und der Fiktion die Zuschauer faszinieren, sie gibt ihnen Stoff zum Nachdenken, auch später noch.

– Wenn Ihr so denkt – sagte der Mann – sollten wir die Zuschauer sofort in die Mitte der Bühne setzen. Dann sehen sie alle vier Seiten in der Welt des Theaters: Tiefe, wackelnde Kulissen, den Zuschauerraum und den Staub, den wir ständig in der Nase haben. Vielleicht wird dann unser Spiel noch mehr geschätzt werden?

Nach einem Augenblick der Stille sagten alle drei: „Also beginnen wir mit dem zweiten Akt".

Der Vorhang senkte sich. Wenn das der ganze erste Akt gewesen ist, war er nur durchschnittlich. Aber jeder Durchschnitt hatte auch etwas Geniales an sich. Also erwarten mich vielleicht noch einige Überraschungen im zweiten Akt.

Leider verspätet sich dessen Beginn, der Grund seien technische Probleme mit der Dekoration, informierte uns ein Kulissenschieber. Ich begann zu schmunzeln, vermutlich hatte der Schauspieler mit seinem Stock alle Möbel zerschlagen. Das, was ich auf der Bühne gesehen und gehört hatte, regte mich zum Nachdenken an. Waren das die Rollen der Schauspieler oder handelte es sich in Wirklichkeit um ein Familiendrama. Aber als sich die Pause noch weiter verlängerte, verließ ich meinen Platz, um Kaffee zu trinken.

Mit Überraschung stellte ich fest, dass der Pausenraum leer war. Hatten alle anderen Zuschauer schon resigniert? Beim Buffet war auch keine Bedienung, warum das? Ich beschloss ins Freie zu gehen, vielleicht wäre mir das auch gelungen aber im letzten Augenblick hielt mich ein Mann, ganz in schwarz, auf. Er stellte sich nicht vor sondern bat mich ihm hinter die Bühne zu folgen. Ich blickte den Unbekannten erstaunt an, wollte fragen ob da nicht eine Verwechslung

vorläge. Doch er ließ mich nicht zu Wort kommen und sagte: „Bitte fragen Sie jetzt nichts, Sie werden alles in Kürze erfahren“.

Selten wird jemand aus dem Zuschauerraum hinter die Bühne eingeladen, ich folgte ihm deshalb neugierig und ohne Widerstand. Eine Glocke erinnerte das Publikum daran wieder ihre Plätze einzunehmen.

Wir gingen zu einer Tür, über ihr war ein Schild angebracht: „nur für Personal“ und weiter durch einen Gang neben Garderoben und zwischen verstaubten Kulissen hinter die Bühne.

Und dort erlebte ich etwas so Unwahrscheinliches, das konnte nicht sein. Der Mann begann mir vor einem Seiteneingang zu erklären, dass ich auf die Bühne hinaustreten sollte, dort würde sich alles Weitere ergeben.

– Was soll all dies bedeuten? Wird das ein Interview? – fragte ich ihn.

– Sie müssen nicht sofort alles wissen – war seine Antwort. Es ist eine Art von Spiel, die Ihnen sicherlich gefallen wird. Sie sollten stolz sein, dass wir gerade Sie ausgewählt haben.

– Darf ich fragen wofür?

– Sie werden die Rolle des Liebhabers spielen, aber nicht nur der Frau, auch den der Tochter.

– Aber ich bin doch kein Schauspieler – war meine Antwort.

– Das ist nicht notwendig, wir experimentieren, also gehen Sie, das letzte Klingeln ertönt schon.

Ich wehrte mich aber der Mann schob mich nach vorne und klopfte an die Dekorationswand. Vor dem Eingang zur Bühne hörte ich gedämpfte Worte: „Irgendjemand soll die Tür aufmachen“, in diesem Mo-

ment zeigte sich in der Holzwand eine Öffnung, ich durchschritt sie und stand auf der Bühne.

Obwohl vom Licht geblendet, sah ich, dass der Vorhang bereits gehoben war. Die Schauspieler im schon bekannten Zimmer, blickten mich an und beendeten ihre Gespräche. Das war eine günstige Gelegenheit den Zuschauern mitzuteilen, dass sie einem Betrug aufsaßen, ich war ja kein Schauspieler. Meine Absicht wurde aber leider durch das, aus dem ersten Akt bekannte junge Mädchen durchkreuzt. Sie kam auf mich zu, umarmte mich und sagte:

– Endlich bist Du da, ich habe auf Dich gewartet, ich freue mich so! Komm, nimm bitte hier Platz! – sie zeigte auf einen breiten, mit dunkelrotem Atlas überzogenen Fauteuil.

Ich setzte mich, ja versteckte mich geradezu in dem tiefen Sessel. Der Mann mit dem Stock blickte zu mir und sagte:

– Was ist das für eine Farce? Dieser Mann ist der Liebhaber Deiner Mutter!

Vielleicht auch Deiner?

Die Frau, die bis jetzt nichts gesagt hatte, begann zu lachen und sprach:

– Musst Du überall Gespenster sehen? Dieser Mann ist der Freund Deiner Tochter. Kennst Du ihn nicht?

Er antwortete darauf nicht. Die Frau ging zum Tisch, auf dem eine Flasche Wein stand, drehte sich um und fragte mich:

– Wollen Sie vielleicht ein Glas Wein?

– Nein, danke.

Diese beiden Worte lockerten mich auf, ich griff in die Tasche, zog meine Zigaretten hervor und zündete mir eine an. Die Frau und der Mann begannen mit

einander zu sprechen doch ihre Worte drangen nicht in mein Bewusstsein. Meine Augen gewöhnten sich an die Beleuchtung auf der Bühne, ich blickte in den Zuschauerraum, aber leider, alles war wie im Nebel.

Auf die Bühne kamen zwei neue Gestalten, sie wurden von allen herzlich begrüßt, auch mich stellte man vor. Ich stand auf, verbeugte mich, drückte mir entgegen gestreckte Hände, verschwand aber wieder schnell im Fauteuil mit dem Gefühl, dass ich dort sicher und geborgen war und mich nicht an den Gesprächen beteiligen musste. Die Schauspieler tauschten die Neuigkeiten aus, es war der typische Klatsch. Irgendjemand drückte mir ein Glas in die Hand, ich prostete den Anderen zu.

Langsam wurde ich locker. Ein Nachteil war nur, der Wein war nur rot gefärbtes Wasser und es gab nichts zu Essen. Davon, dass ich zu Beginn einen Skandal durch die Mitteilung an das Publikum, dass ich kein Schauspieler sei, machen wollte, nahm ich jetzt Abstand. Auf der Bühne brauchte mich ja niemand. Das, was sich hier abspielte, hatte mit mir nichts zu tun. Meine kurze Antwort auf die Fragen „ja“ oder „danke“, hätte jeder Xbeliebige geben können.

Als ich die zweite Zigarette anzünden wollte, funktionierte das Feuerzeug nicht. Mit der Zigarette in der Hand ging ich zu den anderen, doch keiner nahm Notiz von mir. Darum mischte ich mich in das Gespräch ein und sprach meinen ersten Satz auf der Bühne, der überhaupt nicht in die Szene passte:

– Nicht nur, dass der Wein nicht zu trinken ist, kann ich auch kein Feuerzeug finden.

Meine kritische Äußerung rief einen neuen Familienstreit hervor. Die Frau hörte:

– Du bist für gar nichts zu gebrauchen, nicht einmal passablen Wein kannst Du servieren.

Das Mädchen begann sie mit Worten zu verteidigen:

– Papa, diese Bemerkung ist unfair.

– Misch Dich nicht ein – antwortet er. Dein Gast will sich eine Zigarette anzünden.

Und wirklich, jemand gab mir ein Feuerzeug, und eine der Damen bat mich um eine Zigarette. Endlich war ich für jemanden zu Nutze. Ich wollte schon innerlich triumphieren, da kam ein Mann auf mich zu und sagte mit ganz leiser Stimme:

– Geben Sie Acht, jeder, der zu laut ist, verschwindet von der Bühne.

Seine Bemerkung überraschte mich, aus seiner Stimme war eine versteckte Drohung zu hören. Ich wollte mich dagegen verwehren, und vielleicht wäre mir das auch geglückt, aber in diesem Moment fiel der Vorhang, alle Schauspieler verließen die Bühne.

Ich blieb allein zurück und wusste nicht was ich jetzt tun sollte. Aber kurz darauf erschien mein schwarzer Unbekannter und deutete auf den Fauteuil, ich sollte wieder Platz nehmen und dort auf den nächsten Aufzug warten. Die Kulissen wurden getauscht, jetzt stand ein langer Tisch auf der Bühne, neben ihm Sessel mit hoher Lehne. In die Mitte des Tisches stellte man einen Kerzenleuchter, dazu wurde er mit Tellern, Besteck und Gläsern für mehrere Personen eingedeckt. Vielleicht sollte auch ich eine davon sein.

Zu meiner Überraschung fühlte ich, dass jemand hinter mich getreten war. Ich wollte mich umwenden aber eine Hand auf meinen Schultern hielt mich zurück.

– Wer sind Sie? – fragte ich.

– Das ist nicht wichtig. Sie sollen nur zuhören. Sie sind uneingeladen auf der Bühne erschienen. Sie haben die Rolle eines unserer Kollegen übernommen und so etwas schätzt er gar nicht. Im Moment können wir ihn noch zurückhalten. Aber das Stück endet mit der Vergiftung des Liebhabers, und Sie spielen jetzt diese Rolle. Sie sollten auch wissen, dass Ihnen keinerlei Rechtfertigung, die Sie sich jetzt ausdenken, helfen kann.

Er sprach sehr laut und der Ton seiner Stimme war boshaft. Und warum konnte ich nicht in sein Gesicht sehen? Mir fällt es schwer mich mit jemandem zu unterhalten der für mich unsichtbar bleibt. Aber irgendwie musste ich mich zur Situation äußern, in die ich ohne mein Zutun gekommen war.

– Mein Herr – fing ich laut an – ich weiß nicht, ob Ihnen der Mann, ganz in schwarz, bekannt ist. Er war es, der mich hierher gebracht hat. Ich habe mich gewehrt, ich bin kein Schauspieler, aber er sagte, dass das Theater experimentiert, und ich sollte stolz darauf sein, dass gerade ich gewählt worden war. Sicher haben Sie gesehen, dass ich nicht spiele, ich bin nur ein Zuschauer, der auf der Bühne sitzt. Und sollte das jemanden stören, verschwinde ich sofort.

– So, glauben Sie? Aber Ihr Abgang kann auch nichts mehr bessern. Der Schauspieler, dessen Rolle Sie übernommen haben, sieht Ihnen überhaupt nicht ähnlich, er kann jetzt nicht mehr für Sie einspringen, Sicher sind die Zuschauer enttäuscht, dass er heute nicht spielt. Und eine schwarz angezogene Gestalt, die Sie angeblich auf die Bühne geschickt hat, gibt es im ganzen Theater nicht. Sie ist Ihrer Fantasie entsprun-

gen. Sie sind mit Gewalt in unser Leben im Theater eingedrungen, und das nimmt immer ein böses Ende.

Ich wollte mich umdrehen aber die Hand des Unbekannten ließ es weiterhin nicht zu.

– Soll das bedeuten, dass Sie glauben, dass ich jemandem ein böses Spiel spielen wollte und allein, ohne irgendwelche Aufforderung hinter die Bühne gekommen bin? Ich wollte schon ab Anfang weggehen und allen sagen, dass ich kein Schauspieler bin.

– Und warum haben Sie das nicht gemacht, jetzt ist deshalb das Problem entstanden.

– Ja, Sie haben Recht aber das Spiel auf der Bühne hat mir gefallen und ich habe ja niemanden gestört und darum bin ich geblieben.

Plötzlich war die Hand auf meiner Schulter verschwunden, ich drehte mich augenblicklich um, hinter mir war niemand. Da aber die Drohung weiter im Raum stand, entschloss ich mich die Bühne sofort zu verlassen. Ich erhob mich aus dem Fauteuil und richtete meine Schritte hinter die Bühne. Aber in diesem Augenblick erschien der schon bekannte Mann in Schwarz und fragte:

– Sie wollen ein wenig herumspazieren? Sie haben Recht, wir sollten uns die Beine vertreten, ich mache das sehr oft.

Ich wusste nicht wie ich reagieren sollte. Gerade erst hatte ich erfahren, dass eine solche Person im ganzen Theater überhaupt nicht existierte aber sie war da und stand neben mir. Vielleicht ist das der Geist des Theaters? – Ich begann laut zu lachen.

– Ja, ja, bei uns ist es manches Mal lustig – hörte ich.

– Ich lache über Sie und wissen Sie warum? Ein Schauspieler hat mir gesagt, Sie wären ein Geist. Er

sagte noch, dass jemanden wie Sie im ganzen Theater nicht existiert.

– Vielleicht irren Sie sich? Möglicherweise ist der Schauspieler der Geist und nicht ich.

Nach diesem Satz ging er hinter die Kulissen. Ich folgte ihm. Jetzt hatte ich endlich die Möglichkeit wegzulaufen doch der Unbekannte ergriff meine Hand und sagte:

– Ich gratuliere, Sie waren gut. Hören Sie wie das Publikum applaudiert. All das, was wir zuletzt gesprochen haben, ging über Lautsprecher in den Saal. Der Vorhang ist zwar zu, aber das Stück läuft weiter.

– Auch jetzt?

– Nein, jetzt sind wir hinter den Kulissen.

– Ja, aber jetzt wissen die Zuschauer, dass ich kein Schauspieler bin.

– Natürlich, aber das ist für sie viel interessanter, sie werden jetzt mit Neugierde Ihr weiteres Spiel beobachten. Gehen wir zurück auf die Bühne.

– Nein, ich habe genug davon. Das ist alles total verrückt. Ich möchte nur weg, bringen Sie mich bitte raus.

– Das ist der letzte Akt. Und jetzt, wo Sie so echt gespielt haben, wollen Sie uns verlassen? Das ist die erste Rolle in Ihrem Leben. Das Stück gefällt, man applaudiert Ihnen. Sie werden das, allen Schauspielern so gut bekannten Bühnenfieber fühlen. Glauben Sie mir, es ist wert das zu erleben. Gehen wir auf die Bühne, die Lautsprecher sind momentan ausgeschaltet.

Wir standen einander gegenüber, das Gesicht des Unbekannten war nicht zu erkennen, es lag im Schatten. Ich fragte ihn:

– Werde ich in dem Spiel wirklich vergiftet?

– Selbstverständlich! – war seine Antwort. Darum haben wir Sie auf die Bühne geholt. Sie sind total unbekannt, wenn Sie abgehen, ist das kein großer Verlust für das Theater.

Jetzt schon mehr als aufgeregt, fragte ich laut:

– Wie gehe ich ab?

– Sie werden vergiftet.

– Soll das Spiel sein oder wird es Wirklichkeit?

– Das bleibt Ihnen zur Wahl. Wichtig ist nur, dass die Zuschauer in das Spiel mit eingebunden sind, und dass Sie echt wirken. Aber Sie können sich aussuchen wie Sie gehen wollen. Unser Spiel soll die Wirklichkeit darstellen, also Liebe, Eifersucht, Mord und alle anderen Facetten des Lebens. Anders wird das Stück sonst kein Erfolg. Und am Ende werden Sie an ihrem Spiel auch große Satisfaktion haben.

– Wann? Wenn ich schon in einer anderen Welt bin? Sind Sie verrückt?

Wütend hielt ich ihn an der Hand und sagte mit erhobener Stimme:

– Bringen Sie mich bitte sofort weg von hier!

Zu meinem Leidewesen befreite sich der Unbekannte und verließ rasch die Bühne. Der Vorhang hob sich, ein Scheinwerfer war direkt auf mich gerichtet und hielt mich auf dem Platz fest. Hinter mir hörte ich das Verschieben von Sesseln, neben mir erschien das Mädchen, hängte sich bei mir ein, sie sagte:

– Wir haben Dich gesucht und Du hast Dich hier versteckt, komm mit mir zu Tisch, Gäste erwarten uns. Vergiss nicht, das ist unsere Verlobungsfeier.

Ich gab keine Antwort. Wir gingen zu Tisch, ich setzte mich neben meine Bühnenbraut. Vis-a-vis von mir saß der Herr des Hauses. Die anderen Schauspie-

ler bei Tisch spielten ihre Rollen, sprachen viel und lachten. Alles hatte den Anschein einer wirklich lustigen Tafelrunde. Das Publikum war zufrieden, zu hören war seine Zustimmung – kurzer Applaus. Es war jetzt ein guter Moment aufzustehen und die Szene zu verlassen. Ich sagte nur laut Entschuldigung und ging um endlich einen Ausgang aus dem Theater zu finden.

Und sicherlich wäre mir das auch gelungen aber überraschend, wurde ich gefragt:

– Wollen Sie nach der Verlobung hier in der Stadt bleiben? Alle am Tisch warteten neugierig auf meine Antwort. Jetzt war die Zeit gekommen die ganze Wahrheit zu sagen und so begann ich laut meinen Monolog zu sprechen:

– Wie kann ich antworten wenn ich nicht weiß ob das, was ich hier erlebe Wirklichkeit oder Traum ist. Ich kenne niemanden hier und alle Anwesenden mischen Wahrheit und Fiktion. Und das ist gefährlich für jemanden wie mich, der kein Schauspieler ist. Ich sollte nur jemanden vertreten und jetzt habe ich erfahren, dass ich vergiftet werde. Vielleicht ist das für irgendjemanden lustig aber nicht für mich. Und die Zuschauer werden das sicherlich auch nicht akzeptieren.

Die Schauspieler auf der Bühne waren einen Moment still, später fingen sie an zu lachen. Ich hörte:

– Ein Spaßvogel. Eine so große und bunte Fantasie! Ein echter Schauspieler, und er sagt, er wäre keiner.

Irgendjemand kam von hinten zu mir, klopfte mir auf den Rücken und sagte:

– Unter uns kann Ihnen nichts Böses passieren.

Und so endete meine kurze Rolle, niemand beachtete mich mehr. Sie spielten weiter irgendetwas von dem ich keine Ahnung hatte.

Plötzlich gingen die Scheinwerfer aus, auf der Bühne war es stockdunkel. Die Gespräche verstummten, die Zuschauer wurden von einer Stimme beruhigt.

Kerzen auf dem Tisch wurden angezündet. Dieses Durcheinander nützte ich, lief hinter die Kulissen und traf auf einen breiten Korridor. An seinem Ende sah ich ein rotes Licht. Ich ging entlang der Wand, hinter mir hörte ich laute Stimmen. Suchten sie mich? Ich begann zu laufen und gelangte zu einer großen Tür. Das rote Kontrolllicht zeigt, dass sie abgeschlossen war. Aufgeregt begann ich an der Wand links und rechts einen Sesam-öffne-dich Knopf zu suchen. Endlich fand ich ihn, drückte, und die Tür begann sich zu öffnen. Durch die Öffnung drang das Licht von draußen. Ich schlüpfte durch und befand mich auf einer Straße hinter dem Theater.

Endlich frei! Aber das war zu früh gesagt, hinter mir zeigte sich in der Tür eine dunkle Gestalt mit einem Stock oder etwas anderem bewaffnet. Ich dachte nicht lange nach und begann zu laufen, in eine unbekannte Richtung, nur weg von hier. Hinter mir hörte ich den Verfolger. Ich erreichte eine Straßenecke und sah, dass bei einem Haus das Tor geöffnet war. Ich huschte hinein und schloss rasch das Tor. Ich atmete schwer und drückte mit meinem ganzen Gewicht gegen die Tür. Kurze Zeit später versuchte irgendjemand ein paar Mal die Klinke zu betätigen. Er merkte, dass das Tor nicht zu öffnen war, ich hörte ihn sagen: „Zum Teufel, hier ist er nicht. Er hat die Aufführung geschmissen und ist weggelaufen“. Dann entfernten

sich die Schritte. Ich wartete einige Minuten, öffnete die Tür und ging raus. Die Straße war leer, an ihrem Ende sah ich den, mir schon bekannten Platz.

Wieder im Hotel ging ich direkt an die Bar. Ich bestellte einen doppelten Wodka, mein Adrenalinspiegel sank. Dieser Spaß mit mir ist sicher jemandem gelungen. Alle Schauspieler auf der Bühne provozierten mich so, dass ich explodieren oder weglaufen musste. Und das tat ich auch, also spielte ich meine Rolle gut.

Am nächsten Tag stand ich früh auf, der Regen hatte immer noch nicht aufgehört. Beim Frühstück blätterte ich in der Zeitung. Auf der Kulturseite. fand ich eine kurze Notiz: „Gestern fand im Theater Aquarium die Premiere des Stückes – OHNE TITEL – nicht statt da nur eine Eintrittskarte verkauft worden war“.

Nachwort

Theater im Nebel

Die Erzählungen unter dem Titel „Nebel“ ist das Debüt von Stefan Gajda. Der Autor, Krakauer von Geburt, wohnt seit 40 Jahren in Wien. Nach reichlichen und vielfältigen Erfahrungen im beruflichen Leben ist er in Pension gegangen, das gab ihm die Möglichkeit seinen literarischen Interessen nachzugehen und sich seinen Passionen zu widmen. Stefan Gajda hat derer viele, die wichtigsten sind zwei: Segeln und Schreiben. Und wie aus diesen Erzählungen zu entnehmen ist, beide ergänzen sich – Segeln inspiriert zum Schreiben, und letzteres ist ein Segeltörn in das Reich der Phantasie. Eines schönen Tages als die Jacht gemächlich im spiegelglatten Meer dümpelte, war die Zeit gekommen Geschichten zu schreiben in denen sich Wirklichkeit und Traum vermischen. Die Erzählungen bewegen sich zwischen Realität und Fantasie, zwischen Alltäglichem und Unglaublichem. Jede Geschichte hat einen realen Rahmen aus dem der Held in eine andere Welt entflieht. Die Erzählung *Der Silberknopf* spielt mit der Vorstellungskraft, sie beginnt zu wirken als der Zug vor der Ortschaft Geisterdorf in einen Tunnel kommt. Auch die Erzählung *Graffiti* entwickelt sich in einem Tunnel zwischen zwei Bahnsteigen, der sich in einen Lebensweg umwandelt, an dessen Ende der Tod wartet. In der Erzählung *Brücke* in der der Held ohne sein

Wissen einen mit Narkotika versetzten Kaffee trinkt, erfährt er eine optische Versetzung, *Duft* schildert die Träume während der Narkose, *Remington* spielt sich ab, als der Held beim Lesen einschläft. Auch im *Nebel* spielt die Geschichte während der Protagonist im Flugzeug einschläft.

Der Autor situiert die Erzählungen im wirklichen Leben, baut nur kleine surreale Welten aus Angst sich zu weit von der Wirklichkeit zu entfernen auf. Diese Welten zeigen sich in der Erzählung *Nebel*, in der sich der Held in Liebesfantasien zu einer fremden Frau versteigt. Die Erzählung *Käfig* symbolisiert das Eingesperrt sein im geregelten Leben und der Ausbruch von Wahnsinn. Auch in *Theater* gibt der Autor nicht die letzte Antwort was den Protagonisten dazu bewogen hat sich eine Karte für ein verrücktes Spektakel zu kaufen, in der das gespielte Stück das echte Leben imitiert, das im Finale zum Tod führt.

Ein Hotel, ein Kaffeehaus, ein Flugzeug, ein Tunnel, ein Spital sind die Plätze, an denen der Ausbruch von zeitweiser Versetzung in Fantasien stattfinden. Der Autor sagt es zwar nicht aber er konstruiert metaphorische Situationen, Existenzangst (in der Erzählung *Brücke* empfindet der Held beim Kaffeetrinkern solche Angst, dass er sich in ein imaginäres Bild flüchtet).

Die literarische Kreativität ist eine Art von Komprimierung des Lebens und Befreiung aus zufälligen Situationen und gibt der Existenz einen metaphysischen Sinn. Gezeigt ist das in der Erzählung *Remington*, in der der Held im Schlaf einen Autor kennenlernt, der sich komplett zurückgezogen hat und nur mehr in seiner Fantasiewelt lebt. Auch in der Erzählung *König* nimmt ein sehr altes Buch die Geschichte des Helden

vorweg und ist verbunden mit dem Werk an dem Herr König gerade arbeitet, von dem er hofft, dass nach seinem Tod daraus ein Bestseller wird.

Die Texte des Autors Gajda sind weder rein surrealistisch noch dem Traum entstiegen aber beides findet sich in den Erzählungen. Dem Autor geht es nicht nur um eine literarische Kreation sondern er möchte den Leser überraschen. Wichtig ist für ihn das Konzept hinterhältiger Ideen, das Spiel mit der Wirklichkeit, die aber auch zeigt wie merkwürdig die Welt ist. Alle diese Erzählungen zeigen die Sehnsucht dem Alltag zu entfliehen und etwas Außergewöhnliches zu erleben und öffnen metaphysische Geheimnisse. Die Helden fragen aber nicht immer direkt wer wir eigentlich sind, wohin wir gehen und was wir im Leben suchen. Die Absicht des Autors ist zu zeigen, dass das Leben ein Tunnel von der Geburt bis zum Tod ist, und dass man die Richtung darin nicht ändern kann. Wir können uns nur einen kleinen Ausflug in die Fantasiewelt erlauben, der uns die Möglichkeit gibt etwas Anderes zu erleben.

Der Autor vergleicht das Leben mit einem Theater in dem wir die uns zugeteilte Rolle spielen. Auch wenn man damit nicht einverstanden ist, die Bühne kann man erst mit dem Tod verlassen.

Die Erzählungen von Stefan Gajda sind aus der reinen Freude zu schreiben, entstanden und aus dem Vergnügen Geschichten auszudenken. Nur unsere Vorstellungskraft erlaubt uns dasjenige zu erleben, nach dem wir Sehnsucht haben und dem Alltag zu entfliehen.

Gabriela Matuszek

INHALTSVERZEICHNIS

Silberknopf 5
Brücke 12
Graffiti 23
Käfig 29
Duft 36
Król – König 43
Remington 72
Im Nebel 80
Turm 89
Spiel 101
Theater 112

Nachwort. Theater im Nebel 127

Die Erzählungen „Im Nebel“ bewegen sich zwischen Realität und Fantasie, zwischen Alltäglichem und Unglaublichem. Jede Geschichte hat einen realen Rahmen aus dem der Held in eine andere Welt entflieht. Die literarische Kreativität des Autors ist eine Art von Komprimierung des Lebens und Befreiung aus zufälligen Situationen und gibt der Existenz einen metaphysischen Sinn. Die Texte des Autors sind weder rein surrealistisch noch dem Traum entstiegen, aber beides findet sich in den Erzählungen. Dem Autor geht es nicht nur um literarische Kreation, sondern er möchte den Leser überraschen. Wichtig ist für ihn das Konzept hinterhältiger Ideen, das Spiel mit der Wirklichkeit, die aber auch zeigt wie merkwürdig die Welt ist.

Gabriela Matuszek

KSIĘGARNIA AKADEMICKA

www.akademicka.pl

Stefan Gajda wurde 1939 in Krakau, Polen, geboren.
Er studierte Maschinenbau an der Akademie für Berg- und Hüttenwesen in Krakau, sein Diplom wurde von der Montanuniversität Leoben in Österreich nostrifiziert. Seit 1971 lebt er und arbeitete in Wien, im Rahmen seiner Tätigkeiten reiste er in ganz Europa. Im Jahr 2006 beendete er sein Studium „kreatives Schreiben“ am ersten polnischen Literaturinstitut der Jagiellonischen Universität Krakau (Studium Literacko-Artystyczne). Sein schriftstellerisches Debüt erfolgte in der Zeitschrift „Wierchy“ mit einem Artikel über „Ötzi – der Mann aus dem Eis“. Der vorliegende Band „Im Nebel“ ist sein Debüt als Buchautor. Zwischenzeitlich erfolgte bereits die Herausgabe seines zweiten Buches, ein Roman mit dem Titel „Inkunabel“.

ISBN 978-83-7638-653-9